This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

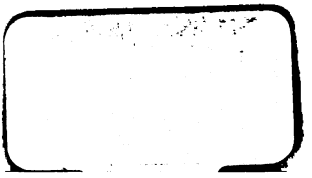
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
G60
L82

A 726,328

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



~~3. 4. 4. 4.~~

28998

Zu

Goethe's Gedichten.

Mit Rücksicht auf die „historisch-kritische" Ausgabe, welche als Theil der Stuttgarter „Deutschen National-Litteratur" erschienen ist.

Von

G. von Loeper.

Berlin, 1886.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. | Gustav Hempel, Verlagsbuchhandlung.

838
G60
L82

Nach W. Scherer's Tode, welcher die Goethe-Philologie als Theil der Germanistik am Tiefsten und Reinsten erfaßte, wird es sich fragen, ob andre Schultern für ihre Aufgaben zureichen. Was seit der Freigebung des Goethischen Verlags schon viele Kräfte beschäftigt hat, die Herstellung eines reinen, eines systematisch geordneten, beziehungsweise eines ausgewählten Textes, bewegt noch heute die Officinen; aber alle solche Bemühungen müssen an Bedeutung zurücktreten vor dem erst nach Eröffnung des Goethe-Archivs zu Weimar möglich gewordenen Plane einer auf dieses gegründeten neuen authentischen Textausgabe der sämmtlichen Werke. Die Grundsätze dieser Unternehmung hatte Scherer in seinem letzten Lebensjahre wieder und wieder durchdacht, ihr hoffte er einen Theil seiner nach so vielen Seiten geforderten Kräfte, Mitwirkung wie Rath, zu widmen, an ihr sollten sich seine Ideen über eine wissenschaftliche Behandlung nachgelassener dichterischer Werke erproben. Sie sollte ganz das Kind seines Geistes sein. Er hätte an ihr sich als ein zweiter Lachmann erwiesen. Das ist alles nun dahin, und die neue Weimarische Standard Edition wird, so hoch sie ihre Ziele stecken möge, jedenfalls den Geistes-Stempel vermissen lassen, welchen ihr die Betheiligung eines so aus dem Centrum der Dinge arbeitenden genialen Mannes von selbst aufgedrückt haben würde.

Diese Worte sollen nur die Einleitung bilden zu einer polemischen Unterhaltung über die wichtigste der neuen Concurrenz-Ausgaben Goethe's, diejenige, welche einen Theil der Kürschner'schen National-Litteratur ausmacht. Ich gebe damit eine freilich nur negative Vorstudie für jene Weimarische Ausgabe. Denn an dem Gegenstande derselben, den drei vom Professor Düntzer in Cöln bearbeiteten Bänden Goethischer Gedichte läßt sich nur zeigen, wie die Aufgabe nicht zu lösen sei. Wesentlich kommt für uns die Behandlung des Textes in derselben in Betracht; aber auch in den Anmerkungen reizt so Vieles zum Widerspruch, daß wir diese Seite zugleich be-

rückfichtigen und am Schluſſe Bemerkungen über verſchiedene Auffaſſungen einiger Gedichte folgen laſſen. Die Druckfehler geben wir im Anhang.

Wo wir die drei Bände aufſchlagen mögen, überall tritt uns der Mangel eines reinen Textes entgegen, das Fehlen der „geheimen Schönheit der Korrektheit", wovon einmal Klopſtock ſchreibt. Dieſes, ebenſowohl den Leiter des Unternehmens, Joſeph Kürſchner, und den Herausgeber, Düntzer, als auch den Verleger, W. Spemann treffende Verſehen zerſtört völlig die auf die Ausgabe verwendete Mühe; was nützt der Glanz des Papiers, was der ſchöne Druck, was die Vollſtändigkeit der vereinigten Gedichte, wenn der ſchönſte Schmuck ausbleibt, die Echtheit, Richtigkeit, Vollſtändigkeit des Wortes ſelbſt? Schon die Cottaiſchen Ausgaben hatten ſich zu einer annähernden Korrektheit hinaufgearbeitet, wie verſchwindend wenig Fehler ſind noch bei Hempel zu finden! Und hier kommt wieder alles ins Wanken; mit Kartons iſt Abhülfe nicht zu ſchaffen, dem Verleger kann vielmehr nur gerathen werden, die ganze Ausgabe zu vernichten, und von einem Berufeneren neu bearbeiten zu laſſen. Die eigenmächtigen Aenderungen des Bearbeiters haben den Text völlig umgeſtaltet. Dies Urtheil muß eine unparteiiſche Kritik fällen, der von großem Mangel an Selbſterkenntniß zeugenden Behauptung Düntzer's (I., S. XII.) zuwider, daß der Text „nach ſtrengen kritiſchen Grundſätzen gegeben ſei"; ein Herausgeber darf überhaupt nur ſagen, daß er beſtrebt geweſen, nach ſolchen Grundſätzen zu verfahren, ob mit Erfolg, bleibt dem Leſer oder dem Kritiker zu entſcheiden vorbehalten. Ein ebenſo unziemliches Anpreiſen der Waare erlaubt ſich derſelbe, wie an andern Stellen, ebenda von ſeinen Erläuterungen, daß nämlich darin „alles Erwünſchte zu finden ſei". Sehr viel Erwünſchtes habe ich vermißt, oft das Allernothwendigſte, Namen und Jahreszahlen. Das allgemeine Urtheil ſchreibt ſeinen Kommentaren ein unter der Mittelmäßigkeit verbleibendes „Niveau" zu (vergl. deutſche Litt.-Zeit. 1886, Nr. 38). Jedenfalls ſind in der vorliegenden Gedichtsausgabe die Pflichten des Herausgebers eines klaſſiſchen Textes in den weſentlichſten Beziehungen mit Füßen getreten: der Text ſelbſt willkürlich durch Einfälle des Herausgebers entſtellt und das Metrum, der Numerus der Sprache und ebenſo die Strophenform einer Reihe von Gedichten bilderſtürmeriſch zerſtört. Im Großen und Ganzen giebt man uns hier nicht Goethe's Gedichte, ſondern

eine freie Umarbeitung derſelben; denn, gilt dies ſtreng genommen nur von einzelnen Gedichten, ſo genügt das ſchon, um die Eigenthümlichkeit des Ganzen zu ändern. Ueberall die Neigung, die erklärte Abſicht, den Dichter zu „verbeſſern“. Gern nennt Düntzer Andrer Verſuche „Verſündigungen“ am Dichter, wie ſoll man denn ſein Buch nennen?

Schon bei Fauſt taucht des Herausgebers Neigung auf, an den Text des Dichters mit falſchen Erwartungen heranzutreten; wo er nach dem Stande ſeiner Bildung oder ſeiner Fähigkeiten den Dichter nicht erfaßt, ſetzt er ein „man erwartet“ dies und das, irgend etwas Ungeheuerliches, meiſt ſehr Triviales, den Dichter Herabziehendes, jedenfalls ihm Fremdes. Bei den Alten war das οὐκ ἂν προσεδόκησα des Iphikrates mit Recht verpönt. Zu den zu einem Axiom der gebildeten Welt gewordenen Verſen im Fauſt:

Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen,

entblödet Düntzer ſich nicht zu bemerken: „man erwartet ſtatt beſitzen: genießen“. „Erwirb es, um es zu genießen,“ und jeder Philiſter muß Ja und Amen ſagen, heißt es doch ſchon im Fauſt: Genießen macht gemein. In Höpfner's Zeitſchrift f. Philol. (1882 Heft 3) wiederholt der Kritiker ganz offen, „beſitzen“ ſei Schreib- und Druckfehler, Goethe habe „genießen“ ſchreiben wollen; eine geheime Scheu hielt ihn jedoch davon zurück, in ſeiner in demſelben Jahre erſchienenen Fauſtausgabe den Vers entſprechend zu ändern. Von ſolcher Scheu hat er ſich jetzt bei den Gedichten frei gemacht. Wir führen ſogleich die Hauptfälle an. In „Wanderers Sturmlied“ (II, 65) involvirt die Beſeitigung des Wechſels von „Wen“ und „Den“ der Eingangsſtrophen eine unerlaubte Verbeſſerung. Scheinbar unmotivirt, iſt dieſer Wechſel charakteriſtiſch für das damals in ſolchen Dingen ſorgloſe Verfahren des Dichters, und dieſer Charakter muß den Jugendgedichten verbleiben. Wenn Düntzer in der Note von jenem Wechſel des Pronomen ſagt: „wir haben ihn unbedenklich weggeſchafft“, ſo hieß das ſich leichtfertig hinwegſetzen über berechtigte Bedenken. Alles Maß aber überſteigt die Aenderung des Verſes 101 fg.: „Wenn die Räder raſſelten, Rad an Rad, raſch um's Ziel weg“. Hier zeigt ſich Goethe's intuitives Genie in ganzer Größe: innerlich hört er die Räder ſauſen, innerlich ſieht er, wie die Räder der um die Wette laufenden Wagen ſich faſt berühren. Hören wie Sehen haftet an den Rädern,

und diese ihn ganz erfüllende Anschauung vermag er in jenen Versen durch wenige Worte deutlich zu fixiren. In diese Fülle von Schönheit, diese Kette von Alliterationen lautmalender, wurzelverwandter Worte, woran kein Jota geändert werden darf, greift nun der Herausgeber stumpfen Sinnes hinein. Er tadelt nicht, er kritisirt nicht, jeder mag ja fühlen und urtheilen wie er kann, sondern er vergreift sich am Texte selbst, er, der auf die Erhaltung desselben Verpflichtete: er streicht „Räder", und setzt dafür: „wenn die Wagen rasselten". Irgend eine Handschrift, irgend ein verlorner Druck wird doch wohl „Wagen" lesen? wie wäre ein solches Attentat anders einem Herausgeber zuzutrauen? Keine Lesart einer Handschrift, eines Drucks, sondern Ausfluß maßloser Überhebung! Ob Verbesserung oder Verballhornung, das Attentat an sich ist zu rügen. Klar jedoch gehört hier „Räder", der tönende und zugleich sichtbar sich drehende Theil für das Ganze, der Poesie an, „Wagen", das zusammengesetzte ganze Vehikel, der Prosa. Das ist Düntzer's durchgehende Tendenz, den Dichter zu trivialisiren, wie in jener Fauststelle, ihm das Hervorragende, Ungewöhnliche zu nehmen, die Sprache auf das „Gangbare" herabzustimmen und gleichsam überall den Wein in Wasser zu verwandeln.

Ein ebenso prägnantes Beispiel liefert der dritte Theil im Vers 113 des Gedichtes „Ilmenau". Bei Goethe finden sich vielfach dieselben Wörter in unmittelbarer Nähe wiederholt. Die Bedeutung erscheint meist etwas modificirt, oft auch als dieselbe. Wir lesen im „König von Thule" nach „sinken tief in's Meer" wieder: „die Augen thäten ihm sinken"; in der Zueignung von Faust folgt auf: „Mein Lied ertönt der unbekannten Menge" (nach der verbreitetsten Lesart) unmittelbar: „Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet". So folgt sich auch in der Ballade vom Blümlein Wunderschön auf Vers 36 „Keusch und rein" unmittelbar: „Und rein von bösen Fehlen". Man kann da wohl einen Schreib-, Diktir- oder Druckfehler annehmen, bis zur Entfernung des zweiten „rein" aus dem Texte selbst und zum Improvisiren von „frei" ist ein weiter Schritt. Düntzer macht ihn mit Leichtigkeit. Er sagt einfach: „Frei haben wir geschrieben statt des aus dem vorigen Verse irrig wiederholten rein". Durften wir das? dürfen wir den Worten des Dichters andere substituiren nach unserm Gefallen? selbst, wenn der Dichter sie „irrig" wiederholte? Goethe wollte vielleicht seinen Ritter uns nicht nur geschlechtlich rein schildern, sondern auch das Gewissen,

die Hände rein von Raub, Brand oder Mord. So geht es denn auf der schiefen Ebene weiter. Wir gelangen zu den Versen des Gedichts Ilmenau:

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang,
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang.

Den Herausgeber ärgert natürlich das doppelte „Freiheit"; er sagt, die Lesart sei „überliefert", aber „anstößig". Das Ueberliefert ist etwas Thatsächliches, das Anstößig doch nur ein Urtheil; enthebt ihn, den „redlichen Prüfer", als welchen er sich selbst so gern aufspielt, eine Meinung der Treue gegen seinen Autor? Muß er nicht auch den ihm „anstößigen" Goethe so überliefern, wie er ihn vorfand? Rühmte er uns nicht „seine strengen kritischen Grundsätze, wobei nur die neuere Schreibart und Satzzeichnung eingeführt wurde"? Wie weiß er sich in die Brust zu werfen, wenn Andere es ihm nicht recht machen. Mir rückt er vor „freilich helfen die besten urkundlichen Nachweise nicht, wenn man sich vor unmöglichen Annahmen und vor haltlosen Gründen nicht scheut" und W. Scherer, dem er nicht werth war die Schuhriemen zu lösen, einem Manne, der ganz der Wissenschaft sich geweiht und leider geopfert hat, während es mich bedünken will, als habe Düntzer nie den Saum ihres Gewandes berührt, ihm nun ruft er zu (Grenzboten 1886, März) bei Gelegenheit der Scherer'schen κατ' ἐξοχήν wissenschaftlichen, im Geiste F. A. Wolf's und Lachmann's vorgenommenen Faust-Analysen: „Man erschrickt ordentlich über das Selbstbewußtsein, mit dem er seine Einbildungen in Sachen Goethe's, dem offenen Thatbestande gegenüber, der Welt als unzweifelhafte Ergebnisse gewissenhafter Forschung vorspiegelt", endigend mit dem gewöhnlichen Trumpfe: „das ehrliche deutsche Gewissen, ja die Ehre deutscher Wissenschaft fordert ein rücksichtsloses Entgegentreten". Man denke, Düntzer in der angemaßten Rolle eines Vertreters der Wissenschaft! Gewiß, die Ehrlichkeit hat er allein in Pacht, und rücksichtslos war er immer. Wenn er jetzt in den Gedichten wiederholt „seine Einbildungen" an Stelle der Goethischen Worte setzt, hätte er sich über „rücksichtsloses Entgegentreten" zu verwundern? Wir aber glauben, auch in erbitterter Polemik dem Gegner Rücksichten schuldig zu sein, und werden auch diese hier nicht vergessen, unsere Sprache lautete sonst ganz anders. Anstößig ist Goethe seinem Herausgeber an dieser Stelle, und so an andern, eben so oft ungehörig, sonderbar,

wunderlich; immer, so fremd ist ihm der Dichter, erwartet er von ihm etwas Anderes als er giebt; wahrhaftig, er saß nicht, nach Schiller's Worten, „in der Götter urältestem Rath", will aber doch als Mitwisser gelten. Hier nun, ohne sich auf eine Quelle zu stützen, wirft er Goethe's „Freiheit" im zweiten Verse einfach heraus und setzt dafür ein Wort seines Schlages, man höre: Treue. Unser Text bietet jetzt: „Und Redlichkeit und Treue sonder Zwang", alles nach „strengen kritischen Grundsätzen". Eine Treue sonder Zwang, eine erzwungene Treue, seltsame Begriffe! Und doch liegt auch hier das Verabscheuenswerthe nicht einmal in der Wahl, sondern im Beginnen überhaupt, hätte die Wahl auch der Himmel selbst getroffen. Jede bessernde Ausgabe richtet sich selbst, büßt, wie die vorliegende, Werth und Brauchbarkeit ein. Daß der feine Unterschied, womit in unserm Falle „Freiheit" das erste Mal als politischer Freiheitsdrang (Götz), das zweite Mal als Offenheit und Gradheit des Benehmens gebraucht wird, sei nur beiläufig bemerkt. Ein besonnenes Erwägen des Sinnes, ein Eindringen in den Sprachgebrauch, im Besondern in den des Dichters, eignet dem oberflächlich drüberhinfahrenden, Goethe's Eigenthümlichkeiten nicht würdigenden Kritiker überhaupt nicht. Schnellfertig ist er immer bereit, den Dichter nach Gründen äußerer Zweckmäßigkeit zurechtzustutzen.

Auch das Gedicht „Juni" (II, 109) enthält zwei Düntzersche Erfindungen, im V. 16 als beabsichtigte Verbesserung „wir" statt „mir", wie alle Texte besagen; der Kritiker rügt oder vielmehr rühmt in der Note, ich „widersetze mich der durchaus nöthigen Verbesserung". Gewiß, ich werde mich immer auch den allernöthigsten, den dringlichsten Verbesserungen widersetzen; denn uns ekelt vor einem „verbesserten" Goethe. Wir verlangen einen gereinigten, was etwas ganz Anderes ist. Keine Handschrift, kein Druck bietet „wir", und kann diese Lesart nicht bieten, weil sie falsch gedacht wäre; nur die Geliebte ist in Bewegung bis hin zum „Garten und Haus", der Liebende dagegen weilt darin von Anfang an; er war diesseits des Berges und sie naht von jenseits desselben. Ebenso ist V. 23 „Kopf" reine Erfindung und nach jeder Richtung Verschlechterung. Das authentische „Zopf und Zeh" gibt eine Alliteration, malt volksthümlich und bietet die poetische Figur des pars pro toto, der Fall liegt hier ähnlich wie oben bei „Wagen". Dieselbe vielleicht unbewußte Tendenz, die poetische Formel prosaisch

aufzulösen, den Dichter herunterzubringen auf das Gewöhnliche, das Gangbare kehrt hier wieder (vergl. übrigens im Götz I, 5 „ganz von der äußersten Haarspitze [also vom Zopf] bis zum Nagel des kleinen Zehs, im Ged. „Die Weisen und die Leute" dagegen „vom Hut zum Schuh"). Dies ist Düntzer schon oft vergebens vorgehalten worden, wird ihn auch jetzt nicht umstimmen. Er kann nicht aus seiner Haut heraus. Erst kürzlich nahm ein Recensent (Fleischer's deutsche Revue 1886, S. 376) an ihm wahr: „unleugbare Nüchternheit, die Neigung sich in Nebensachen zu verlieren, sowie eine große Hartnäckigkeit in falschen, längst widerlegten Meinungen". Es wird mir also auch von unparteiischer Seite — denn ich bin ganz Partei — beigepflichtet.

In dem „Epiphaniasliede" (I, 103), welches nach willkürlichen Annahmen völlig umgemodelt ist, zeigen sich bei der Aenderung des „ziehen" im letzten Verse in „ziehn" schon des Herausgebers metrische Grillen, welche den freien Goethe zu einem regelrechten Versifex umschaffen wollen. Die Neubearbeitung jenes Liedes verlangt nun auch einen neuen Komponisten; nach den alten schönen Melodien, in's Besondere nach der beliebten Zelterschen, welche Goethes Rhythmen so drastisch zur Geltung bringt, darf die Düntzerei nicht gesungen werden. — Auch der Sprachforscher kann die Ausgabe nicht benutzen, wenn er den alternirenden Gebrauch von thörig und thöricht (Zahme Xenien VI, V. 53 u. 61), von ergötzen und ergetzen, betrügen und betriegen, danach und darnach, fordern und fodern (Geheimnisse V. 224), ereignen und eräugnen (Z. Xen. III, V. 228) oder wenn er den Gebrauch der zusammengesetzten Zeitwörter studiren will. Denn alles Historische ist verwischt. Das Grimm'sche Wörterbuch greift daher auch meist auf die alten Originalausgaben zurück, um den Wandel der Goethischen Sprache zu verfolgen. Im Vers 273 der Geheimnisse finden wir den Plural „dreizehn Schilde", dagegen im Vers 303 „die beiden Schilder". Ein solcher Wechsel der Form ist dem Herausgeber, obwohl doch Cicero schon „Beides" brauchte, ein Gräuel; wie Pater Brey „Alles nach seinem Gehirn einricht'", will auch er „Berg und Thal vergleichen, Alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen, und endlich malen" u. s. w. Im ersten Verse wird daher flugs „Schilder" gesetzt, obwohl die erste Form wegen der Nachbarschaft desselben, in Vers 283 vom Reim bedingten Plurals an dieser Stelle sich gerade empfiehlt. Aber Düntzer dekretirt in der Note: „Schilder muß es statt des überlieferten Schilde" heißen. Also

immer daſſelbe. Die Ueberlieferung, an die er doch gebunden iſt, auf die es dem Leſer allein ankommt, die er grade dieſem Leſer vermitteln ſoll, die ſchlägt er für nichts an. Aber Leſſing, Schiller und Goethe ſelbſt brauchen mit Vorliebe den von Düntzer verworfnen Plural (ſ. Sanders). So Goethe in den Lehrjahren I, Kap. 7: „Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht", im Taſſo „Helm und Schilde". Noch ſei aus der Fülle der Belege der Anfang der Zahmen Xenie 8 Abth. III (Thl. III, 202) angeführt: „Die echte Konverſation Hält weder früh noch Abend Stich". Goethe nimmt hier die Zeitbeſtimmung abſolut; ſei auch die Form ungewöhnlich, ſo darf ſie doch Niemand ändern. Er ſchreibt ebenſo in Nr. 31 der Abth. VII. ebenda: „Wer hätte auf deutſche Blätter Acht, Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht". Hier läßt Düntzer das „Abend" ſtehn, octroyirt dem Dichter dagegen im erſten Falle aus eigner Machtvollkommenheit ein: „abends". Alſo auch hier völlige Unzuverläſſigkeit, denn darauf läuft es doch hinaus. Die Phyſiognomie des Dichters wird zerſtört, ſeine Originalität verwiſcht; abgeſchwächt werden fühlbare ſprachliche Impulſe. Eine ſeltne Bildung wie „Liebewerk" (III, 24) wird nicht geduldet, und das in einer der ſchönſten Altersdichtungen „Vermächtniß". Die feinen Tempus-Unterſchiede dort und in andern Gedichten werden mißachtet, einer dem Dichter fremden consecutio temporum zu Liebe. Im „Vermächtniß" beginnt der Dichter in Strophe 6: „Und war es endlich dir gelungen, Und biſt du vom Gefühl durchdrungen", ſchön und lebendig, das vergangene Beſtreben und das dadurch erkämpfte gegenwärtige Gefühl durch den Tempuswechſel fein unterſcheidend; doch Düntzer ſchreibt dazu: „Das war iſt jedenfalls anſtößig". Grade derjenige, der es übernommen, dem Laien über die Schwierigkeiten des Verſtändniſſes ſo vieler Gedichte hinwegzuhelfen, der mit dem angemaßten Anſpruch auftritt, ſo ungefähr zu wiſſen, wie es gemeint ſei, grade der klagt auf Tritt und Schritt über ſeinen Autor, als wären die Rollen vertauſcht, und er der zu belehrende Laie. Wenn Goethe ihm ſo ſehr anſtößig iſt, wie konnte er auf den Gedanken verfallen, ihn den Deutſchen erklären zu wollen? Vermöchte er ihn wirklich zu erklären, wie fände er überall Anſtößiges, Ungehöriges? warum ſtaunt er überall wie ein Neuling? Auch in dem 6. der Karlsbader Gedichte (III, 78; V. 35 und 36): „Er war es, der den Wunderquell entdeckte, Und Böhmens Karl belebt den ſtummen Raum", finden wir den Wechſel kühn, aber poetiſch und

ausdrucksvoll. Das Entdecken wird der Vergangenheit überwiesen, dagegen die Belebung des Raums, wie im Parallelverse 40 die Eigenthumsverleihungen, als ein noch gegenwärtig fortdauerndes Ergebniß jener Entdeckung hingestellt. Aber nach Düntzer „Belebt' muß es statt des überlieferten Belebt heißen" und so wird auch im Texte gedruckt, die Ueberlieferung anerkannt, aber beseitigt. Ganz ebenso wird in No. 54 der Zahmen Xenien Abth. VIII: „Freiheit erwacht in jeder Brust" und in der Balladé Wirkung i. d. Ferne V. 9 „schlürft" das Präsens in Imperfektum verwandelt (in der illustr. Ausgabe nicht). Anders verhält es sich mit dem „verehren" Vers 251 der Römischen Elegien, weil beide Tempora beglaubigt sind. Das irrige „heilt" Vers 9 von „Adler und Taube" in der illustrirten Ausgabe ist in der vorliegenden berichtigt.

Auch durch willkürliche Elisionen wird die Integrität des Dichterworts verletzt. Da Goethe in den verschiedenen Perioden damit, wie überhaupt mit dem Metrum, verschieden verfuhr, so ist der Herausgeber der Versuchung ausgesetzt, eine Ausgleichung vorzunehmen und Jugend- und Altersgedichte nach denselben metrischen Grundsätzen zu behandeln. Auch in der ersten Hempel'schen Ausgabe ist hierin gefehlt worden, von mir selbst beim Faust, wo ich das tonlose e und i als stumm elidirt habe. Goedeke hat mir das Bedenkliche dieses Verfahrens in den Göttinger Gelehrten Anzeigen mit Recht vorgehalten, und mich bestimmt, es in der 2. Hempel'schen Ausgabe fallen und auch in diesem Punkte die Entwicklungsphasen des Dichters erkennen zu lassen. Das entgegengesetzte Verfahren hat jetzt Düntzer eingeschlagen, mich unaufhörlich wegen meiner Treue und mit Leidenschaft verhöhnend. Wir erhalten daher von ihm ein unrichtiges Bild des spätern Goethe. Dieser steht und fällt mit der Aufrechthaltung jener tonlosen Silben und der freien Behandlung des Metrums. Er begünstigte, ohne Frage, die vollen Wortformen mit Bewußtsein auf Kosten des Metrums. Wir wissen aus seinen Briefen an Kayser aus den achtziger Jahren, daß er schon damals die Gleichmäßigkeit des Rhythmus zur Vermeidung der Eintönigkeit im Singspiel absichtlich zerstörte. Er verlangt für uns Deutsche eine freiere rhythmische Bewegung, als die antike war. Wir erinnern an seine Worte im Divan: „Zugemessene Rhythmen reizen freilich, Das Talent erfreut sich wohl darin; Doch wie schnelle widern sie abscheulich, Hohle Masken ohne Blut und Sinn", und in den Zahmen Xenien: „Allerlieblichste Trochäen Aus der Zeile zu vertreiben, Und

schwerfälligste Spondeen An die Stelle zu verleiben, Bis zuletzt ein Vers entsteht, Wird mich immerfort verdrießen". Herrn Düntzer hat es nicht verdroßen: sein Buch, besonders der dritte Theil, an unrechter Stelle bei den Zahmen Xenien, quält sich ab mit Silbenzählen, Ausmerzen, Einverleiben von Versfüßen, um zuletzt einen in seinem Sinne korrekten Vers „entstehen" zu lassen, welcher nicht der seines Dichters ist. Dessen: „ich hass' euch Silbenfresser" (Z. Xen. V, V. 76) bleibt unbeachtet. Ohne Gewaltsamkeiten geht es nicht ab. Aus der „Königin" (Wirkung in die Ferne I, 147) macht er eine „Kön'gin" (ebenso in der illustr. Ausg.); in der 2. Parabel vom Landschulmeister (II, 136), welche, gleich der „Legende", den Hans-Sachs'schen Ton anschlägt, mithin eine strenge Metrik nicht einmal duldet, giebt er uns „fröhl'che Gesellen", diese Barbarei mit den Worten erläuternd „Gegen den Vers hatte sich fröhliche erhalten", denen wir hinzusetzen: und wird sich ewig erhalten. Goethe hatte gegen den Vers und für das Wort entschieden, Düntzer entscheidet umgekehrt: ist das philologisch? hat der Herausgeber solche Machtvollkommenheit? Darf er aus ihm eignen theoretischen Ansichten, welche sich in jeder Zeit modeln, aus Worten des Dichters wie „Feuer" (III, 224), „waren" (das. 273), „Ypsilon" (das. 264) so abscheuliche Formen machen wie „Feu'r", „war'n" und „Ypsilon"? wir sagen nein und dreimal nein. Der Wohlklang des Goethischen Worts wird überall in dieser Ausgabe solcher Gestalt vernichtet. In dem Logengedichte von 1825 sind sogar die Reimworte „Flüchtige, Tüchtige, Lebendige, Beständige" korrumpirt; nicht nur die ersten Drucke, auch Goethe's eigene Handschrift, sowie die musikalischen Kompositionen (von Hummel und Zelter) ergeben die vollen Formen. Düntzer weiß es, er schreibt, sie seien „handschriftlich überliefert, aber die schließenden Daktylen sind ganz ungehörig. Goethe war eben in dieser Beziehung beim Schreiben oft äußerst ungenau". Das ist es! Goethe soll nicht ungehörig, er soll nicht ungenau sein: er ist der Schulknabe, in dessen Heften der Schulmeister Fehler nicht duldet. Die in ihrer Wiederkehr doppelt häßlichen abgestumpften „Tücht'ge, Flücht'ge, Lebend'ge, Beständ'ge", welche des Dichters feiner Sinn meidet, bürdet der Schulmeister seiner eignen Metrik zu Liebe, ihm gewaltsam auf, darin nicht einmal konsequent, man kann sagen glücklicher Weise, so daß mancher Vorschlag, z. B. „Kreuz'gung" (III, 298) unterm Striche bleibt. Welche Vorsicht auch bei kleinen Aenderungen geboten ist, zeigt das

Sprichwort „Blieb der Wolf im Walde“ u. s. w. (III, 183), wo Düntzer nach der ihm bekannten Form des Sprichworts die Verbalform in „Bliebe“ verwandelt, während die Form desselben bei Seb. Frank, auf den Goethe's Quelle Gruterus sich stützt, genau so lautet wie bei Goethe.

Auf das Prokrustesbett der antiken Metrik wird das freie deutsche Dichterwort, der zarteste lyrische Vers gespannt. Hierin hat Düntzer von je her das Unglaublichste geleistet und er fährt darin mit unentwegtem Eifer fort. Schon Scherer hat ihn mit seiner Scandirung des Nachtliedes verspottet (im Artikel: Goethe-Philologie):

Spürest du
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Denn, sagt Scherer, der Kritiker hat sich vorgenommen, in diesem Gedichte nur Jamben und Anapästen zu finden. In unserer Gedichtsausgabe geht es ebenso erheiternd her. Zumal an die im verfeinerten Knittelvers gedichteten Zahmen Xenien und Volkssprüche den Maßstab der strengen Metrik gelegt zu sehn, wirkt belustigend. Düntzer geht dabei von einer rein ausgeklügelten Regel aus. Goethe halte das e und i in tonlosen Silben nur dann fest, wenn sie metrisch zählen oder er sich den Anapäst auch sonst gestatte. Hiernach wird nun des Dichters Sprache vergewaltigt. Wir sollen lesen im Prometheus (II, 71) V. 33: „Heilig glühend“, in den Zahmen Xenien (III, 174): „die Sonne war eben im Aufgehn („ein sehr harter Jambus!“), (S. 181) „Niemand gönnt dem Andern“, (S. 184) Gewißheit“, (S. 210) „Keineswegs“, (S. 219) „Grenzlose“, (ebenda) „Niemanden wird Recht gegeben“, (S. 222) „hochmüthig“, (S. 266) „Habe schon mal“ (wie die Jamben im Nachtliede „Warte nur bald“) (S. 289) Todtengräber“ und so fort. Was Goethe, der in vorstehenden Fällen nur Hebungen und Senkungen kennt, gerade verwirft, die in der Sprache liegenden Trochäen Spürest, Warte, Ruhest, Keines, Habe zu vertreiben, das macht Düntzer sich zum angelegentlichsten Geschäft durch alle drei Bände. Nicht Scherer's Warnung, nicht der Genius der Sprache hält ihn zurück. Wenn

Düntzer glaubt, jemand habe bei der Erklärung einer Goethischen Stelle etwas Ungereimtes vorgebracht, ist er in trügerischem Selbstvertrauen schnell mit der Frage bei der Hand, wie Goethe sich darüber „belustigt haben würde“ (III, 213): was Goethe aber zu seinen Habe und Ruhest gesagt haben würde, verdiente eher Ueberlegung.

Noch andere, wenn auch weniger folgenreiche Verirrungen bringen wir kurz zur Sprache.

Wir nennen den Versuch, im Gedicht fremde Anführungszeichen als ein Erklärungsmittel anzubringen. R. Boxberger hat das Bedenkliche desselben bereits hervorgehoben, z. B. bei Faust (V. 587): „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“, welche Stelle Düntzer in Anführungszeichen einschließt. Boxberger bemerkt dazu: „Welcher verständige Leser wäre vor Düntzer darauf verfallen, den Vers den Bauern in den Mund zu legen!“ Derartige subjective Zuthaten des Auslegers, eigentlich Erklärungen, welche unter den Text gehören, alteriren nothwendig die Reinheit desselben. Nur ein ganz verblendeter Dünkel kann sich die Befugniß beilegen, autoritativ bestimmen zu wollen, wo in den Text eingefügte Gedanken und Reden Dritter als beginnend und endend anzusehen, während der Dichter sie mit seinem Worte eng verschmolz. Es geht dies auch über den Zweck jener ganz modernen Zeichen hinaus, welche auf eigentliche Allegate und wirkliche Reden eines Andern zu beschränken, nicht auf in dem Gedichte vorkommende Monologe, Träume, Gedanken des Dichters auszudehnen sind. Der höhere poetische Stil gestattet Anführungszeichen überhaupt nicht. Das pedantische Uebermaß wie in Nr. 14 der Römischen Elegien beeinträchtigt die poetische Wirkung. Goethe läßt sie in der, ein gewisses Dunkel erfordernden „Braut von Korinth“ ganz weg. Düntzer bringt sie an und greift damit der Phantasie des Lesers vor. Die Absicht des Dichters kann sehr streitig sein; ich zum Beispiel bestreite durchaus, daß die ganze Rede Vers 115 bis 119 dem Jüngling gehöre, wie Düntzer angeordnet. Von den Versen 115, 116 und 119 ist es klar, hier redet der Jüngling das Mädchen direkt an „Hoffe doch — Wärst du — Brennst du“. Wie kann er aber diese Anrede, Ausfluß und Begleiterin der höchsten Leidenschaft, mit drei rein erzählenden Substantiven unterbrechen! Derselbe Jüngling soll nach Düntzer dazwischen dem Mädchen zuflüstern: „Wechselhauch und Kuß — Liebesüberfluß“. Der

Dichter unterbricht hier die Rede des Jünglings, indem er die Situation malt, wie dies auch der Parallelvers 140 beweist, den Düntzer selbst dem Dichter beläßt. Ebenso wenig können alle Verse 35 bis 40 in „Ritter Curt's Brautfahrt" dem Ritter gebühren. Das Ausscheiden der Verse 17 bis 20 aus dem mit Vers 9 beginnenden Citat in dem Stammbuchsgedicht III, 106 erscheint gleichfalls unbefugt. Wie offenbar falsch stehn jene Zeichen vor und nach V. 37 und 40 von „Sehnsucht" (I, 62), da dieselben an die dem Dichter gehörenden Verse 25 bis 34 unmittelbar sich anschließen, wie falsch auch vor und nach Vers 13 bis 16 des dritten Mignon-Liedes (II, 189)! Ob richtig oder falsch, wir wiederholen es, die Willkür an sich ist tadelnswerth. Die Zeichen dienen insbesondere nicht der Einführung von Worten durch „ich denke" (I, 131 „Und ich dacht', es kann der Knabe"), wo sie Düntzer setzt: zu solchen Experimenten ist Goethe's Text nicht gemacht.

Auch nicht zu einem Experiment mit den Parenthesen-Zeichen. Diese gelten nur von der eigentlichen Zwischenrede, der interlocutio, nicht aber von jeder Inversion der Rede, jedem Zwischensatz. In seinen eigenen Schriften mag Düntzer damit nach seinem Gefallen handeln, Goethe's Text ist nicht sein freies Jagdrevier. So erscheinen die Parentheſenzeichen uns bei Vers 39 der Orphischen Urworte (III, 32) „Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen", bei Vers 7 des Sicilianischen Liedes (I, 105) „Bedenk doch nur einmal", Vers 6 und 27 des Spinnerliedes (I, 133) „Sollte das was schaden" und „wie kann es anders sein" ganz unzulässig, jedenfalls pedantisch, die Gleichmäßigkeit und Schönheit des Textes auch äußerlich unnützer Weise verletzend.

Dasselbe gilt von den vorkommenden Bindungen (III, 86, Nr. 3, V. 4) „nah- und nähern", da es kein nahern und nähern, (das. S. 101, Nr. 29, V. 8) „Berg- und Thäler", da es keine Berger giebt. Andere, von Goethe charakteristisch gebrauchte Bindungszeichen z. B. III, 109 bei „Jung-Gesellen", ebenda S. 91, Nr. 13, V. 4 „Vergiß-mein-nicht", das. S. 35, Nr. 14, V. 4 „Folge-Lebens" u. a. m. sind gestrichen, dagegen in „Brüder-Schatz" (III, 8, V. 6) richtig beibehalten. Auch der willkürlichen Behandlung der Gedankenstriche, der Beseitigung überlieferter und der Einführung neuer kann man nicht zustimmen.

Endlich aber erlaubt sich der Herausgeber die Strophenform, welche dem Hoheitsrechte des Dichters allein unterliegt, als

seiner Willkür überlassen, frei zu ändern und so in das Innerste der dichterischen Erzeugnisse störend einzugreifen. So viel ich weiß, geschieht dies hier zum ersten Male. Wenn so jeder Herausgeber verfahren, jeder die Gestalt unserer Gedichte nach Belieben zurichten wollte, in welcher Form würden sie nach Jahrhunderten erscheinen! Jenem Gelüste fiel zuerst die Parialegende (I, 176) zum Opfer, wo die Abschnitte Vers 95, 140, 148, 158 beseitigt sind, dann folgten hauptsächlich die Zahmen Xenien des dritten Theils. Wenn Goethe hier vielfach achtversige Strophen bildete, so lag eine innere Nöthigung, bewußt oder unbewußt, zu Grunde; klare Einsicht oder nur ein Gefühl des Bedürfnisses, zu pausiren, einen Abschnitt zu bilden, führte in andern Fällen zur Theilung der Strophe. Bisweilen wollen die Gedanken mehr zusammengehalten, bisweilen mehr getrennt werden. Die Motive lassen sich nicht immer klar legen, man mag oft eine andere Eintheilung für gegeben erachten, aber den Dichter hierin berichtigen zu wollen, darf Niemand in den Sinn kommen. Düntzer aber hat ohne Weiteres die Strophenbildung von Nr. 3, 23, 26, 28 und 31 der 2. Abtheilung der Zahmen Xenien, von Nr. 24 der 3., Nr. 86 der 4., Nr. 17, 80 und 88 der 5., Nr. 4, 14, 21, 25, 31 und 32 der 6., Nr. 37, 38, 40 und 45 der 7. und Nr. 1, 9, 12, 26, 40, 43 und 62 der 8. Abtheilung nach eigenem Belieben abgeändert. Der Wahnsinn hat Methode, man sieht es an der großen Anzahl. Auch die Abschnitte der „Metamorphose der Thiere" (III, 28), selbst die des Förster'schen „Lauf der Welt" (II, 359) sind gestrichen. Beiläufig zu dem letzten Gedichte bemerke ich, daß die Aufnahme desselben in Goethe's Werke auf einem Versehen der Herausgeber (1840) beruhte. Als ich Förster einst sagte, sein Gedicht müsse künftig bei Goethe gestrichen werden, bedauerte er es, weil er gehofft, auf diese Weise zur Unsterblichkeit zu gelangen.

Andre Punkte der äußern Textgestaltung mögen hier unerörtert bleiben, namentlich die Nachlässigkeiten und Willkürlichkeiten der Interpunktion, die unmotivirten Worttrennungen (z. B. in Vers 107 der Zueignung), das Kapitel der gesperrten Worte und das der Ueberschriften (z. B. das Weglassen solcher in Nr. 50 und 65, Abth. VII der Z. Xenien).

Dagegen liegt es nicht außerhalb des Zwecks unsrer Studie, die Anmerkungen des Herausgebers, seine Interpretation, die Wahl seiner Lesarten, seine sprachlichen Entscheidungen näher zu prüfen.

Sein Verhalten dem Autor gegenüber entspricht auch hier obigen Wahrnehmungen. Wo ihm etwas nicht einleuchtet, fühlt er sich gedrungen, den Dichter zu entschuldigen. Dies geschieht (I, 126) bei einer künstlerisch so vollendeten Ballade aus Goethe's bester Zeit wie „Ritter Curt's Brautfahrt", einer komischen Epopöe in nuce. Sein Urtheil enthält ein wahres testimonium paupertatis. Beim „Bergschloß" (I, 64) wird dem Dichter „zu Gute gehalten", daß er den Knappen durch eine Kellnerin, nicht durch einen Schenken bedienen lasse, während wir das schöne Gedicht lediglich der Figur der Kellnerin verdanken. Bei „Gewohnt, gethan" (I, 87) soll im Verse 21 „Und löset die sklavischen Zungen" „der Reim die dem deutschen Sprachgebrauch widersprechende Mehrheit entschuldigen". Möchte doch Düntzer nie über deutschen Sprachgebrauch aburtheilen, wo es sich um einen Beherrscher und Kenner der Sprache handelt wie Goethe! Den Plural „Zungen" soll der Sprachgebrauch verbieten. Kennt er denn nicht falsche Zungen? nicht den Bibelspruch „und wenn ich mit Menschen- und Engel-Zungen redete"? Er lese einmal, ein wenig Studium thut immer gut, den Artikel „Zunge" bei Sanders ganz durch und notire sich daraus z. B. von dem sprachlich ängstlich-korrekten Uz den Vers: „Zechen, bis alle Zungen stammelnd sprechen", also bis die sklavischen Zungen gelöst sind! Da ist mir doch Ehren-Glover fast noch lieber. Wie absurd, einen so über die Gewöhnlichkeit sich erhebenden Dichter wie Goethe immer nach dem „gangbaren" — d. h. wohl dem zwischen Deutz und Cöln gesprochenen — Deutsch zu beurtheilen. Des Interpreten Pflicht wäre es gerade, das enge Gebiet der Tagessprache zu verlassen und auf das große Feld hinzuweisen, welches dem Dichter offen liegt. Wenn ein gebildeter Engländer höchstens 2000 bis 3000 Worte beherrscht, so hat Shakespeare deren 15,000; jedenfalls ist so ungefähr das Verhältniß. Einen ganz ähnlichen Ueberschuß der Bildungen über den gewöhnlichen Wortvorrath der Deutschen würde man bei Goethe ermitteln, obgleich er gar nicht bis Ulfilas zurückgreift. Düntzer monirt (I, 76) den adjektivischen Gebrauch von „männiglich" als sonderbar. Da ist nichts Sonderbares; im Grimm'schen Wörterbuch ist der Gebrauch unter männiglich 8 verzeichnet und durch Luther und Melanchthon belegt; er ist also gewiß im Geist der Sprache, worauf es lediglich ankommt. Im Verse „Ein Bauer und ein Sultan gleich von Arte" (Goethe's Maskenzüge, von Düntzer 1886, S. 185) ist ihm die Form „Arte"

sehr auffällig: nach Grimm ist diese Flexion grade zu belassen, wie in dem bekannten „Von Arte hochgeboren" der Nibelungen. Die Wendung „vom Tag gelehrt" muß hier (III, 230) „der Reim entschuldigen", eine Wendung, der bei Grimm der Abschnitt „lehren 11d" (gelehrt werden von Jemand) gewidmet ist, belegt unter anderm durch Joh. 6, 45 „sie werden alle von Gott gelehret sein"; wer würde nicht heute noch sagen: ich bin in meiner Jugend von meinem Vater gelehret worden, dies oder das zu thun. Pluralformen der gewöhnlichsten Art läßt unser Kritiker nicht gelten, z. B. nicht „Von Jahren zu Jahren" (III, 196) unerachtet des Verses 762 von Schiller's Braut von Messina, nicht den „Geist der Zeiten" im Faust und hier (III, 198), obwohl er vorher (S. 95) die Verse „Denn geschwätzig sind die Zeiten Und sie sind auch wieder stumm" ungehudelt läßt; kann man diesen geschwätzigen oder stummen Zeiten nicht auch einen Geist zuschreiben? Alles Mäkeleien, die keiner Prüfung Stand halten. In dem siebenten Logengedicht (III, 12) würde man nach dem gewöhnlichen Gebrauch „Bruder als Accusativ" nehmen; das paßt nicht, weil „Bruder" hier dem folgenden „Vater" parallel steht, wodurch jede Möglichkeit im „Bruder" die Accusativform zu sehen ausgeschlossen ist. Wie Düntzer mit der Sprache, nicht nur der deutschen, umspringt, wird den Lesern seines Kommentars der Gedichte (1. A.) erinnerlich sein; dort dekretirte er zur Erklärung des „Bündelchen Wäsche" im 44. Venetianischen Epigramm ganz einfach: anima bedeute auch Wäsche, machte also die geistliche cura animarum zu einer Waschanstalt. Dieser Art sind auch hier viele seiner Sprachdeutungen. „Starr" steht hier (II, 281) „im Sinne von keck". Ist es möglich? Da stände auch schwarz im Sinne von weiß, dunkel in dem von hell. Keck drückt Bewegung aus (bei Grimm = vivus, audax, wie Schiller's Taucher „sanft und keck"), und starr grade das Aufhören der Bewegung. In der 17. Römischen Elegie „deutet Kläffen auf den Ton, bellen auf das Anbellen, das Losgehn"; aber bellende Hunde gehen eben nicht los. Beide Verba (s. Grimm's Wörterb.) gelten, wenn auch in verschiedener Weise vom Hundelaut, bellen vom helleren. „Gebärdig" (II, 149) steht nicht für sein Gegentheil, das „gangbare ungebärdig", sondern hier „wo die Blüthe zur Blüthe trifft", im guten Sinne für wohlgebärdig, von Gebärden der Liebe. Ebenso „maulen" (III, 235) im Verse „wenn auch der Tag ihm mault", von dem großen Sprachkenner erklärt:

„wenn die Gegenwart ihm schmeckt, es ihm wohl geht". Ein Mann, mit dem die Frau mault, ginge es wohl? Niemals kann das Wort die Bedeutung des Wohlschmeckens haben, wie munden. Es sind eben Gegensätze; maulen das Pejorativ, vom thierischen Munde genommen, und so erfordert es auch der Sinn der Goethischen Xenie. Die Worte „nach fröhlichem Erkenntniß" (III, 186) lassen Düntzer sogar Erkenntniß als Maskulinum nehmen, während es sich doch nur der zwei anderen Geschlechter erfreut. Aus diesem überall bei ihm sich zeigenden auffälligen Mangel an Sprachkenntniß und Sprachgefühl ist dann zu erklären, wie er lediglich aus äußern Gründen die prosaische Faustszene dem Jahre 1807, das erst 1813 verfaßte „Eigenthum" (I, 71) schon dem Jahre 1774, die in ihrer Gedrängtheit klar den Stempel von Goethe's Altersprache an sich tragende Strophe „Heut und ewig" (II, 353) den „Geheimnissen" von 1784 zuschreiben konnte, welche dagegen wie in einem andern Zeitalter gedichtet erscheinen. Grade einem Manne, der sich so lange mit Goethe beschäftigt, fehlen so ganz Reife und Sicherheit des Urtheils, er zeigt sich so ohne Befähigung zur Entscheidung in Goethe betreffenden kritischen Fragen. Dies gilt nicht allein von sprachlichen Dingen, sondern allgemein vom Verständniß der Gedichte.

Von thatsächlichen Irrthümern, zumal in Nebenpunkten, wollen wir nicht viel Aufhebens machen, sie begegnen einem Jeden. Wer sich vor dergleichen ganz wahren wollte, würde nie ein Buch herausgeben. Wir führen nur Einiges beiläufig an. Daß der Prinz Bernhard von Weimar zum Bruder des Großherzogs Karl August gemacht (III, 11), daß der Name der Levetzow's nie korrekt geschrieben, daß Thaer, welcher eben zur Beseitigung der Dreifelderwirthschaft mitgewirkt, als deren Begründer genannt wird (Goethe's Maskenzüge, S. 220*), zeigt nur, daß der bonus Homerus interdum dormitat. Dahin rechne ich auch zu den Versen: „Beim Herkules und seinem Schild Kann ich der Feier mich an jedem Tage freuen"

*) Jenes Werkchen, weil gleichfalls Gedichte Goethe's behandelnd, glaubten wir auch anziehen zu dürfen. Die Nachlässigkeit der Behandlung ist dort die gleiche. Man lese z. B. daselbst S. 152: Zu den Worten „Wie das Bild den Äther bricht" vergleiche Faust II, 5979 von der Fata Morgana „Wie das Bild den Äther bricht." Es wird also behauptet, die beiden Verse lauteten ganz gleich. In Wirklichkeit aber lautet der erste: „Wie das Licht den Äther schwellt" und der zweite: „Wie Bild um Bild den Äther bricht." Das sind

(III, 99) die lustige Note: „Beim Herkules, eine gewöhnliche Betheuerungsformel der Römer.“ Mehercule Massmannus! Wären einem Andern dergleichen Gedankenlosigkeiten entschlüpft, wie giftig hätte Düntzer ihn begeifert! Schlimmer schon ist die Note zu den Versen auf Fürst Hardenberg (III, 94), welche zu Vers 7 und 20 sehr wunderbare Sachen beibringt. So sehr der Interpret eine gewisse Belesenheit verwirft, wie aus seinen Erklärungen indirekt hervorgeht, es wäre ihm doch zu rathen, gelegentlich die sehr unterhaltende deutsche Geschichte von Treitschke anzusehn, wo er das Nothwendigste über Hardenberg finden würde (z. B. III, S. 68. 91 „Minister Altenstein Präsident des Staatsraths“, 97—99 über Hardenbergs Verfassungsplan, besonders S. 117 u. 118. 230—232. 253). Groß wäre die Mühe, aber lohnend; wir hätten dann vielleicht auch einen in deutscher Geschichte beschlagenen Düntzer. Wir nähmen dann die auf dem Gebiete der Litteratur geschossenen Böcke, wie die folgenden, nicht so streng.

Nach einer ganz neuen Zeitbestimmung soll die Ballade vom „untreuen Knaben“ (I, 118) im Januar 1773, als Gegenstück zu Bürgers „Lenore“ gedichtet sein. Diese ist aber erst im Sommer 1773 unter dem Einflusse von Goethes Götz vollendet worden, konnte also im Januar vorher nicht schon von Goethe parodirt werden. Auch der Entstehung der Mignon- und Harfenspielerlieder (II, 187 bis 192) hat der Herausgeber eine „redliche Prüfung“ nicht zugewendet. Hier ist es mit einem αὐτός ἔφα, mit einem Roma locuta est, nicht gethan. Düntzer sagt es freilich positiv: das 1. und 3. Mignon- und das 2. Harfenspielerlied gehören dem Jahr 1795 an. Wenn ein Andrer nun mit der gleichen Sicherheit sagte: sie fallen ins Jahr 1785? Vom 1. und 3. Harfenspielerliede kennen wir diese frühe Entstehung aus Herder's Abschriften. Jeder, der sich mit Goethe beschäftigt, weiß es durch Suphan's Mittheilungen. Düntzer allein ahnt nichts davon, verharrt bei seinem famosen, immer einen Fehlschluß ankündigenden, uns fast auf jeder Seite belästigenden „wohl“ („wohl zu derselben Zeit [1795] gedichtet“). Seit

---

genaue Citate! Von demselben Kaliber auch die sprachlichen Urtheile. Den Vers: „Denn wie die Schwalbe deutend schwebt“ (das. S. 183) nennt Düntzer „gezwungen, dem Reim zu Liebe“; jeder Andre wird den Vers sehr schön finden, echt Goethisch, prägnant und neu; „deutend“ poetisch, das Simplum für das Kompositum, den Sommer vorausdeutend, vordeutend, wie Goethe auch den Kukuk „prophetisch“ nennt.

Jahren habe ich mir angewöhnt, Düntzer's wohl in ein wohl nicht zu verwandeln und habe gefunden, daß dies fast immer paßt. Die schlechte Benutzung der Quellen ist demselben eigenthümlich und es fehlt ihm die nöthige Kenntniß der Originaldrucke und -Handschriften; er spricht zwar davon und man könnte glauben, er hätte sie eingesehn, es geschieht aber nur vom Hörensagen. Er ist immer testis ab auditu. Die Hirzel'sche Bibliothek hätte er ganz anders benutzen müssen; z. B. bei Nr. 60 der Inschriften (III, 118) durfte die Angabe des ersten Drucks in Gruppe's Musenalmanach a. d. J. 1852 (S. 4) nicht fehlen, weil daraus zugleich die Widmung an Graf Karl Brühl hervorgeht. Auch Schuchardt's Verzeichniß der Goethischen Kunstsachen hätte Düntzer, seiner Bücherscheu unerachtet, nicht ungelesen lassen sollen, seine Erklärung des Gedichts auf Frankenberg (III, 59) wäre dann etwas besser ausgefallen. Es fehlt allein bei diesem Gedicht mindestens dreierlei: erstens die Vergleichung der Jedem zugänglichen Handschrift, die Kenntniß der Originalnote Goethe's über das von ihm V. 22 gewählte Wort „bidmen" und die Beziehung des erweichten Erzes, V. 17, auf die Jubiläums-Medaille (Schuchardt a. a. O. II, Nr. 1472). Wer so wenig bei Goethe zu Hause ist, wie Düntzer, und nur die Oberfläche streift, hätte von Goethe überhaupt wegbleiben sollen. Auch bei den Versen auf die Wolowska (III, 102) fehlt die Jahreszahl.

Düntzer, fern davon, seine Unkenntniß in Sachen Goethe's einzusehn — in der Griechischen und Römischen Philologie soll ja nach O. Jahn und Ritschl seine eigentliche Bedeutung ruhn und wohl nur wegen der Leistungen auf diesem Gebiet scheint ihm das Doktor-Diplom nach 50 Jahren erneuert worden zu sein — sucht sich gegen Gott und die Welt und auch gegen Goethe selbst zu behaupten. Was dieser von seinen Liedern authentisch erklärt, gilt ihm nichts. Von dem vielbesprochnen Stiftungsliede (I, 77) sagt der Autor in den Annalen vom Jahre 1802, darin „konnten sich die Glieder der Gesellschaft als unter leichten Masken verhüllt gar wohl erkennen." Ob sie sich darin erkannt haben und darin erkennen wollten, thut nichts. Nothwendig aber konnte der in Schiller's Sinne naive Dichter nicht anders verfahren, als aus der Wirklichkeit heraus zu dichten; nach dem von Gervinus (V, 593) betonten Gesetz des Poeten mußte er den vorübereilenden Augenblick und die wirklichen Personen im Liede festzuhalten suchen. In diesem birgt sich die lyrisch aufgefaßte Wirklichkeit und man müßte es annehmen,

auch wenn es der Dichter nicht ausdrücklich bezeugte, weil es aus dem Wesen der Goethischen Poesie von selbst folgt. Biedermann's Bemühung (Nr. 102 der Wissensch. Beil. d. Leipz. Zeit. v. 1882 und Neue Folge seiner „Forschungen"), jene versteckten Beziehungen herauszuschälen, erscheint daher völlig gerechtfertigt und wäre auch belohnt genug durch die Ermittlung der realen Beziehung des zärtlichen Paares auf den Kunst-Meyer und die alte neckische Hofdame Göchhausen. Düntzer weiß solche Beziehungen nicht zu finden, ergo existiren sie nicht (Goethe-Jahrb. V, 340 und Abhandlungen Bd. II).

Wenn Goethe sein Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" in elegischer Form an seine Geliebte richtet und dazu bemerkt, sie, also Christiane, habe das Recht gehabt, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen, so tritt ihm auch hier unser Interpret mit seinem: Du irrst, entgegen („es war ein entschiedner Irrthum" III, 25; die „Anrede an die Geliebte nur eine glückliche dichterische Wendung"). Wie wenig kennt doch der Ausleger seinen Dichter! Dieser benutzt mehrfach dichterische Anlässe, das Glück seiner Ehe öffentlich zu preisen, kurz vorher in der Elegie „Hermann und Dorothea" und hier in den die ganze Entwicklung jenes Verhältnisses darlegenden Versen 71 bis 80:

„O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt."

bis zum Schlusse: „damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

Dieses großartige Liebesbekenntniß, wahr in jedem Worte, ein Erguß bewegten Herzens, die zusammengefaßte Geschichte seines Ehestandes, wie solche Riemer am 15. Mai 1808 von ihm in Prosa vernahm, „die Geschichte amoris uxoris suae post expertam fidem" —, das ist dem Ausleger „ein entschiedener Irrthum", höchstens eine „dichterische Wendung". Wo der Dichter nur Erlebtes schildert, sieht jener nur „Gedachtes" (der Dichter „denkt sich"). Damit enthüllt sich einer der Grundfehler Düntzer's, was die Seele der Goethischen Lyrik überhaupt ausmacht, was ihr den Stempel der höchsten Meisterschaft aufdrückt — das lebendige eigne Erlebniß in ihr zu läugnen, das Spontane seines Dichtens als ein Gemachtes, Ersonnenes, Fingirtes zu nehmen, in den Personen der Gedichte im

Zweifel eher erfundene als wirkliche Menschen zu sehn und den abstrakten Ausdruck dem konkreten und sinnlichen vorzuziehn. Es liegt darin ein offenbares Verkennen seiner Dichternatur, ja, diese wird in das direkte Gegentheil verkehrt. Aus diesem Grundmangel fließt die Wahl so irrthümlicher Lesarten, wie einige der schon erwähnten: Wagen für Räder, und gar Rath in dem Gedicht „an Mieding" (V. 55) für das bildliche Rad. Wie in der „Metamorphose der Pflanzen" der Grund der elegischen Form in dem Gemüth des Dichters wurzelt, darin, daß er seine Pflanzenstudien als eine Seite seines häuslichen Verhältnisses empfindet, so wird man ganz allgemein den menschlichen, den persönlichen Hintergrund der dem zweiten Abschnitte überwiesenen Elegien, mit alleiniger Ausnahme der „Euphrosyne", ebenso in der Liebe zu seiner spätern Gattin suchen müssen, wie bei der ersten Abtheilung (den s. g. Römischen). Beim Pausias, in den Annalen von 1797 in Einem Athem mit der Metamorphosen-Elegie genannt, drängt es sich von selbst auf, desgleichen beim „Amyntas", welche Elegie das Gewohnheits-Motiv des Verses 72 der „Metamorphose" selbständig entwickelt, von der Elegie „Hermann und Dorothea" wird es nicht geläugnet; allein bei „Alexis und Dora" und „Wiedersehn" liegt es nicht so auf der Hand. Einer solchen Auffassung widerspricht aber unser Interpret, so bei Amyntas (I. 228): „auch hier müssen wir auf das Allerentschiedenste die Deutung auf Christiane zurückweisen", welche extreme Ausdrucksweise nur besagt: ich bin andrer Ansicht. Ist aber unsre Auffassung, und zwar hinsichtlich aller gedachten Elegien, nicht selbstverständlich? Konnte ein Goethe Elegien schreiben ohne Liebe? und welche Liebe denn sonst als die zu Christiane? Wir wissen, wie in dem Jahrzehnt 1776 bis 1786 die Liebe zu Frau von Stein fast alle in demselben entstandenen Goethischen Dichtungen beseelt, Stücke wie Iphigenie und Tasso, Gedichte selbst so entfernt scheinender Art wie die „Geheimnisse" und die „Zueignung". Und in der nachitaliänischen Zeit sollte dasselbe von Christiane, welche in des Dichters Existenz doch auch einen großen, vielleicht einen größren Raum einnahm, nicht analog gelten müssen? Auf inductivem Wege gelangt man unzweifelhaft zur Bejahung. Vielfache ausdrückliche Hindeutungen Goethe's, wie die erwähnte, von Düntzer mißachtete, bezeugen jenen Hintergrund, vor allem die Elegien selbst einem Jeden, welcher die Entstehungszeit und Goethe's Gemüthslage in derselben sich vergegenwärtigt. Auch in dieser Zeit deckten sich in ihm Leben und

Dichtung genau. Jenes Liebesverhältniß ist der Mutterboden seiner lyrischen Produktion von 1788 bis wenigstens zum Ende des Jahrhunderts.

Durch den vorliegenden Kommentar blickt überall die grundsätzliche Neigung hindurch, aus Goethe's Gedichten das persönliche Moment zu entfernen oder doch es möglichst zu beschränken. Wir finden es schon bei den Leipziger Liedern (I, 31 Lebendiges Andenken „wohl ohne persönliche Beziehung auf Käthchen Schönkopf") und bei den Friedrikenliedern. Was Düntzer in dieser Richtung leistet, spottet aller Kritik. Der Prometheus des Gedichts (II, 70) ist bei Leibe nicht der Dichter selbst, Zeus darin nicht die Gottheit, in „Adler und Taube" alles, nur keine persönliche Beziehung. Selbst der „Becher" (II, 91) trotz des Verses 13 „Lida, dich", zwar Ausdruck „seines Liebesglückes", aber nicht „persönlich an Frau von Stein gerichtet" — hier läßt sich der Kommentator klar eine Hinterthür offen, indem er zwischen den von einer Person inspirirten und den an eine solche gerichteten Liedern unterscheidet. Ich greife noch folgenden seltsamen Fall heraus, der zeigt, wie unser Mann selbst die klarsten, ihn widerlegenden Zeugnisse zu eliminiren weiß. Im Tiefurter Epigramm „Geweihter Platz" (II, 198) schildert Goethe einen Graziendichter mit Zügen, welche von allen deutschen Dichtern sich nur auf Wieland beziehen lassen, nicht auf Schiller, Bürger, Herder, noch auf Goethe selbst. Diese klare Beziehung bestreitet Düntzer, die Inschrift sei „allgemein gehalten, ohne besondre Beziehung auf Wieland", eine solche werde „willkürlich" hineingetragen, es sei eben „eine ganz eigne Begeisterung des Dichters" — eine Wendung, welche beim „Musensohn" (I, 17) bereits zu ähnlichem Zwecke gebraucht war — aber nicht Wieland's Begeisterung, den in jenen Tiefurtischen Zeiten „keine bedeutenden dichterischen Werke, sondern nur die Uebersetzung der Briefe des Horaz" beschäftigt habe. Also wieder Auskernung des persönlichen Elements, gleichsam Entmannung des Gedichts. Und nun zwei Zeugnisse: die Herzogin Amalia, von Düntzer selbst als intellektuelle Urheberin der Inschrift genannt, giebt ihrer eigenhändigen gleichzeitigen Abschrift den Titel: „Unter Wieland's Büste im Garten zu Tiefurt" und Herder überschreibt die gleichfalls von seiner Hand erhaltenen Verse „Auf Wieland's Büste". Diese Handschriften sind dem Interpreten wohlbekannt, obschon nicht aus eigner Anschauung, welche ihm meistens fehlt; aber in seiner Erklärung steht nichts von ihnen,

nichts davon, daß die Verse für Wieland's Büste bestimmt waren; er spricht nur von Villoison's früheren Inschriften auf Wieland, Herder und Goethe. Jener handschriftlichen Zeugnisse bedurfte es gar nicht, wo das Gedicht Zeugnisses genug ist. Wieland selbst kannte die Beziehung ganz gut; er spielte noch in einem Briefe an Reinhold vom März 1793 indirekt darauf an, als damals die Hoffnung auf einen grünen April zerstört war: „wo Horazens gratiae decentes mit den Nymphen der Ilm ihre Reihentänze anstellen sollten", sollten nach jener Inschrift.

„Urkundliche Nachweise" helfen, nach Düntzer's eignen Worten, eben nichts, „wenn man sich vor unmöglichen Annahmen nicht scheut". Statt den kaum noch erkennbaren Spuren der gelegentlichen Entstehung eines Gedichts nachzugehn, verwirft er meist diese Mühe und giebt statt dessen irgend eine eigne blaue Erfindung. Bei „Christel" (I, 12) wird der handschriftliche Hinweis „Auf Christianen R." mit dem herrlichen Motive beseitigt: „wäre die Christel des Liedes wirklich Christiane R. gewesen, so hätte es keiner solchen Aufschrift bedurft". Ganz recht: wäre der Professor N. N. wirklich Professor, so hätte er des Titels Professor nicht bedurft! Statt dessen eine freie Phantasie von der Aufforderung eines jungen Mädchens, ohne jede thatsächliche Unterlage; dasselbe Gaukelspiel bei den Gedichten „An Lottchen" und „Bergschloß" (I, 51 und 63). Aber immer „redliche Prüfung" (III, 197)! So mit „Abschied" (I, 29): Verwerfung der vorhandenen für den März 1770 sprechenden Momente mit der bequemen Ausrede: „eine sichere Zeitbestimmung läßt sich nicht geben" und Aufstellung ganz leerer, durch gar keinen Anhalt motivirter Vermuthungen, Frühjahr 1774 oder Mitte 1788! „An die Erwählte" (I, 37) veranlaßt gleichfalls eine wilde Phantasie; die Chronologie in den Werken 1770—1771, welche alle übrigen Ausleger Viehoff, Lehmann, Goedeke wenigstens beachten, wird verschwiegen. In gleicher Art bleiben beim „Mailiede" (I, 49) die für die richtige Zeitbestimmung entscheidenden Worte in Goethe's Brief vom 1. December 1774 „das Gefühl vergangner Zeiten ausdrückend" unerwähnt.

Wenn Goethe, der seine sämmtlichen Gedichte der Gelegenheit zuschreibt, zur Erhärtung des Zusammenhangs seiner Dichtung mit seinem Leben mehrfach in seiner Biographie das Gedichtete heranzieht, wie den „Musensohn" (I, 17), den darin dargestellten Sänger für sein Konterfei ausgebend, und das Gedicht „Willkommen und

Abschied" (I, 45) im eilften Buch jener Geschichte: fällt damit nicht ein Licht auf die Entstehungszeit und die in jenen Gedichten wirksamen realen Mächte? Düntzer weiß, daß Friedrike Brion das zweite Gedicht von Goethe erhalten, daß er noch 1812 es als an diese gerichtet ansah — alles gleichgültig, Goethe irrte, „es war nicht persönlich an diese gerichtet", was dann später durch ein „Freilich" eingeschränkt wird. Wir erinnern uns der schon oben beim „Becher" vorgefundnen Hinterthür, wenn wir hier den Schluß finden: „das Lied muß aus sich selbst verstanden werden". Freilich muß es das, wie alle guten Gedichte und Goethe wäre nicht der große Dichter, hinge der Genuß seiner Lyrik von der historisch-kritischen Exegese ab. Der Charakter absoluter Poesie wird ihr jedoch durch Auffindung ihrer Quellen in keiner Weise genommen. Sind die „Römischen Elegien" dieses Charakters dadurch entkleidet worden, daß wir ihre Entstehung in Weimar, ihre Beziehung auf Christiane erfuhren? Der Lichtstrahl leuchtet, auch wenn wir die ganz specifischen Stoffe kennen, denen er sein Regenbogenbild verdankt, in ungeminderter Kraft. So spricht Goethe, Citat bei Düntzer III, 201, von den „Unwissenden, die sich einbilden, es gebe ein unabhängiges Gedicht". Gegen die vom Hauch der Wirklichkeit belebte, echte Poesie erbleicht die ersonnene, die Reflexionspoesie. Aber nur in dem Sinne kann die echte als Gelegenheitsdichtung gelten, daß sie durch etwas Aeußres, durch eine Gelegenheit veranlaßt, nicht — und hier glauben wir Düntzer's Hinterthür zu finden, — daß sie immer für eine äußre Gelegenheit, für eine Person, etwa zu ihrem Namenstage, gedichtet sei. Sehr bestimmt hat Goethe die letztre Gattung, die gewöhnlich so genannte Gelegenheitsdichtung von der ersten auseinander gehalten. Mit seiner Hinterthür beim „Becher", bei „Willkommen und Abschied" will auch Düntzer diese Gedichte vielleicht nur jener banalen Gelegenheitspoesie entziehn. Aber er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Selbst ein seine realen Beziehungen an der Stirn tragendes Lied wie „Mit einem goldnen Halskettchen" (I, 51) soll der wahren Dichtung entzogen und zur Reflexionspoesie geschlagen werden als „freie Dichtung, freie Tändelei". Das Halskettchen hält unser Interpret für keines aus realem Golde, Lisette für kein wirkliches Mädchen, den Hals für keinen von Fleisch und Blut: Goethe ersann sich in seinen vier Wänden eine Situation, wofür ein solches Gedicht gepaßt haben würde. Wir werden also in das fingirte anakreontische Getändel, aus dem Goethe uns durch die

Wirklichkeit seiner Gedichte gerettet, erbarmungslos zurückgeworfen. So fremd steht Düntzer dem Dichter gegenüber, seine Ausgabe zeigt es auf jeder Seite. Was ist dazu zu sagen, wenn ein so ganz den lebendigen Ausdruck des Moments wiedergebendes Gedicht wie „An ein goldnes Herz" (I, 66) — das in ein fingirtes zu verflüchtigen der Interpret doch nicht wagt — in den „fremden Landen", den fernen „Thälern und Wäldern" nicht die Umgebung des Dichters, sondern anticipando eine Deutung auf Italien enthalten soll. Der Interpret findet wieder erdachte, erträumte Thäler und Wälder, an Stelle der wirklichen. Und wo hat je ein Mensch Italien mit „Thälern und Wäldern" charakterisirt! So auch mit „Jägers Nachtlied" (I, 68); alle „persönlichen Beziehungen" werden verworfen, obschon jedes Wort, „dein liebes Bild, dein süßes Bild" u. s. w. den Herzensantheil des Dichters verräth, und man nur zweifeln kann, ob es Lili oder Frau von Stein oder gar beide eingegeben; Düntzers Erklärung dagegen, besonders seine Auslegung im Separat-Kommentar der Gedichte (2. A.), habe ich immer nur als eine für die Fliegenden Blätter bestimmte Parodie des Gedichts halten können. Das „wilde Gewerbe des Jägers" sollte er für ewig streichen, ebenso die vielen Jagden, welche Goethe schon vor Weimar mitgemacht, Vorspiegelungen einer sich verirrenden Phantasie, zugleich geflossen aus ungenügender Kenntniß der damaligen Jagdzustände, vielleicht auch aus der Neigung zum Widerspruch und zu Paradoxien.

Die Goethe's Dichtercharakter verkennende Sucht, die schönsten Blüthen deutscher Dichtung in Erzeugnisse blasser Reflexion zu verwandeln, verschuldet eine ganz unbegreifliche Annahme, als ob Goethe über seine Weise zu dichten nie etwas geäußert, als ob Schiller nie etwas über sentimentalische und naive Dichtung geschrieben, die Annahme, Goethe habe als rechter Handwerksdichter einen großen Theil seiner lebendigsten Lieder verfaßt, um die Ausgaben seiner Gedichte zu füllen. Wir wissen jetzt, woher die große Menge der Lieder kommt; non olet, dachte Goethe. Vor Auffindung der Herder'schen Abschrift war die genaue Entstehungszeit von „Rastlose Liebe" (I, 57) unbekannt. Wer diesen Gefühlsausbruch näher prüfte, konnte die Zeit wohl annähernd treffen. Goedeke, dem wir mehrere derartiger chronologischer Bestimmungen verdanken, errieth das Jahr 1776 genau, irrte nur im Monat, auf den es auch gar nicht ankam. Düntzer dagegen verfehlte die Periode

überhaupt. Nach ihm war es „vielleicht für die Sammlung von 1788 gedichtet". Man denke: der aus Italien zurückgekehrte Goethe, der Goethe der Römischen Elegien, setzt sich im Zimmer hin, um Gedichte für seine Sammlung zu schmieden, und fabricirt nun ein Lied im ausgesprochensten Charakter der nicht nur längst überwundnen, sondern ihm fremden, ihm jetzt ganz widerwärtigen Periode des Sturmes und Dranges! Wer das in nüchterner Ueberlegung glaubte, der sollte Goethe je gekannt haben? Nun erfuhren wir das genaue Datum, den 6. Mai 1776. Statt aber ehrlich — er liebt sonst so sehr das Biedermännische — seinen groben Irrthum einzugestehn, wie jeder Andre in gleichem Falle gethan hätte, verhöhnte er nicht nur den, der schon vorher das Richtige gesehen: „Goedeke hatte das Gedicht ins Blaue auf den 11. Februar 1776 gesetzt" (Komm. III, 734), sondern meinte auch, seine eigene Vermuthung von 1788 sei „eine nach dem Stande der Sache nicht unberechtigte" gewesen (Akad. Blätter I, 106). Das ist Düntzer wie er leibt und lebt: eigne Unfähigkeit, Hohn auf Andre, advokatische Ausflüchte, Elemente, welche seine Arbeiten durchweg verunzieren. Niemals seit 1788, wo das Gedicht erschien, hat es „einen Stand der Sache" gegeben, wonach man dasselbe einer andern Zeit als der Sturm- und Drangperiode hätte zuweisen können, nie einen Ausleger (Delbrück, Kannegießer, Viehoff), der darin nicht einen spontanen dichterischen Erguß gesehn. Belehrung schöpfte Düntzer aus jenem Falle nicht. Der „Musensohn" (I, 17) ist nach ihm noch heute „wahrscheinlich" zur Komplettirung der Gedichtsausgabe von 1800 gedichtet, ebenso „Selbstbetrug" (I, 20), von Goethe später gern citirt, offenbares Erzeugniß der Gelegenheit, „wahrscheinlich 1803 zur Bereicherung" der Gedichtsammlung dieses Jahres gedichtet, „Kriegserklärung" (I, 21) ebenso, „An die Erwählte" (I, 38), ein Gedicht, welches eine ganz conkrete Welt im Schooße birgt, ein Musterstück der Goethischen Gelegenheitspoesie, „höchst wahrscheinlich für die Neuen Schriften 1800 gedichtet" (unter Verschweigung der Angabe der Chronologie in den Werken 1770—1771), natürlich dann auch „An die Entfernte" (I, 41): „So hab' ich wirklich dich verloren"? — „Dich rufen alle meine Lieder, O komm Geliebte mir zurück", nach Düntzer „wohl für die Sammlung von 1788 geschrieben", desgleichen für eine spätre Sammlung (ebenda) „Am Flusse" — „Verfließet, vielgeliebte Lieder", lauter Lieder, getränkt mit dem Herzblut des Dichters; nicht minder aber auch das Sonett

(II, 321) „wohl für die 2. Ausgabe der Werke gedichtet", „Beherzigung" (I, 44) „Ach, was soll der Mensch verlangen" und „Erinnerung" (I, 45): „Willst du immer weiter schweifen?" expreß für die Sammlung 1788 verfaßt. So geht es weiter; auch das Schlußgedicht „An Lina" (I, 72): „Liebchen, kommen diese Lieder" hat der Dichter, ohne jede persönliche Veranlassung, 1799 zur Vervollständigung der neuen Ausgabe „ersonnen", noch dazu mit „der etwas sonderbaren Wendung des Gedankens, daß Lieder gesungen werden müssen"!!! Auch „Nähe" (II, 93): „Wie du mir oft, geliebtes Kind" können wir nicht übergehn; es ist wieder 1788 „für die Sammlung der Gedichte" geschrieben; nach einer guten Bemerkung von Nordlichtern, welche freilich der nicht dabei genannte Goedeke gewährte, folgt Düntzer's eigne Bemerkung: „Die wechselnde Länge der Verse und das späte Eintreten des Reimes auf Vers 2 sind sehr bezeichnend für den neckischen Ton des nach einem einsamen Stelldichein sich sehnenden Liebhabers!" Dies sollten sich Dichter, welche ein Stelldichein wünschen, gesagt sein lassen; sie dürfen die wechselnden Verslängen und das späte Eintreten des Reim's bei Leibe nicht vergessen.

Eine Goethe's Wesen direkt widersprechende Bevorzugung des Abstrakten vor dem Conkreten erblicken wir auch in der Neigung, die Anrede an die Geliebte als eine solche an die personificirte Liebe zu verstehn. In dem Gedichte „Wehmuth" (I, 110), ganz falsch den „Geselligen Liedern" eingereiht, können die Verse 2 und 14: „Meine Liebe trug euch nicht" nach dem Zusammenhange in „Erwin und Elmire", woher das Lied genommen ist, nur bedeuten: ich habe die Rosen umsonst gepflegt, meine Geliebte hat sie nicht als Strauß getragen. Das Scenarium sagt dort: „Erwin bleibt vor einem Rosenstock stehen, an dem die Blumen schon abfallen". Die am Stock blühenden Rosen waren zum Verdorren verurtheilt, weil die Geliebte die Annahme verweigerte oder er sie nicht anbot, während früher er ihr „alle Blüthen, alle Früchte" dargebracht hatte. Mädchen „tragen" eben Sträuße, „tragen" Rosen im Haar, am Busen. Statt dessen nimmt Düntzer hartnäckig „Liebe" als „die Zeit meiner glücklichen Liebe" und „tragen", dieses so anschauliche Tragen als eines, „das man eigentlich von der Erde, dem Acker, von Bäumen und Sträuchen sagt, hier statt des gangbaren bringen von der Zeit gebraucht". Hatte denn die Zeit in unserm Falle die Rosen nicht gebracht? Sie blühten ja, nur fielen sie

dann ab. Die ganze Interpretation trifft nicht den Punkt, worauf es ankommt. Das Richtige ist einfach und liegt ganz nahe ὀξὺν τ' ἀληθές. Auch in dem Schlußverse von „Neue Liebe, neues Leben" führte mich die Lesart in Goethe's als Faksimile verbreiteten Handschrift: „Liebe, liebe, laß mich los" dazu, auch hier Liebe von der Geliebten zu verstehn, nach der Goethe auch sonst geläufigen Weise. Düntzer verharrt bei der abstrakten Auffassung, obgleich es näher liegt, daß das Mädchen den Mann, welchen sie „so wider seinen Willen fest hält", auch selbst, ohne Intervention der Liebesgottheit, wieder „loslasse".

Was mir an der Erklärung des 3. Mignonliedes (II, 188) verfehlt scheint, schreibe ich derselben, des Dichters sinnliche Anschauung nicht genügend würdigenden Richtung zu. Den bekannten Anfang: „So laßt mich scheinen, bis ich werde, Zieht mir das weiße Kleid nicht aus" nehme ich als Ausdruck der Todesahnung der Redenden: Laßt mich einen Engel scheinen, bis ich einer sein werde, nehmt mir nicht das weiße Engelsgewand. Ich construire: So laßt mich scheinen, bis ich (so) werde, aus dem Vordersatze das „So" für den Nachsatz herüber nehmend. Hierin erblickt Düntzer jedoch „eine arge Entstellung"; er läßt das „So" als eine selbstständige Betheuerung voraufgehen und faßt die Verba „scheinen" und „werden" im absoluten Sinne, das zweite wie in dem bekannten „Stirb und werde", die irdische Existenz als Schein, die überirdische als die wahre. „So! — Laßt mich scheinen, bis ich werde"! Doch wären dann nicht Ausdruck und Gedanke zu abstrakt, zu philosophisch gefärbt, zumal im Munde Mignon's, eines in katholischen Vorstellungen lebenden einfachen Kindes? Nur zum Engelspiel gehört das weiße Kleid; ein Engel scheinen, ein Engel werden, das verlangt ihr kindlich frommer Sinn. Ein philologischer Freund bemerkte hierzu sehr treffend, daß Mignon den Schein an sich, wie die Düntzer'sche Auffassung es fordert, gemieden haben würde und daß zum Schein das Sein und nicht das Werden den Gegensatz bilde. Mignon's Scheinen kann nur heißen: wie ein Engel gekleidet sein.

Nur wegen ihrer Ungereimtheit erwähnen wir hier der Düntzerschen Lesart „Müßt", Vers 6 der Ode „Prometheus" (II, 70), eines schon seit 1791 beseitigten Druckfehlers der Ausgabe von 1789. Herder's Abschrift und diejenige aus Jacobi's Nachlaß, sowie der erste Druck in des Letztern Schrift über Spinoza ergeben das ganz noth-

wendige „Mußt." Der Konflikt ist ein persönlicher des Titanen mit Zeus; in der ganzen ersten Strophe redet Prometheus den Zwingherrn allein an: „Bedecke deinen Himmel, Und übe", ebenso in Vers 8 „die du nicht gebaut", V. 10, „du mich beneidest." Erst in der 2. Strophe wendet er sich allgemein an die Götter, und von da an tritt die 2. Person Pluralis ein. Wie darf man nun in die ganz mit der 2. Person Singularis construirte erste Strophe einen Pluralis setzen, eine Anrede an die Götter, welche noch gar nicht genannt sind. Aber auch diese offenbare Unmöglichkeit sucht der Interpret zu begründen gegen Handschriften und Drucke!

Von der mangelhaften abstraktisirenden Auffassung rührt der erdrückende Gebrauch von zwei Wendungen her, die wir hier kurz erwähnen. Während Goethe in seine Gedichte vieles legte, was er klar und bestimmt wußte, oder klar vor sich sah, in festen Umrissen und deutlichen Farben, daneben auch allerlei ihm weniger klar vorgeschwebt haben mag, kennt Düntzer überwiegend nur das Letztere (Beispiele I, 4 „schwebt die Anrede vor"; S. 19 „Vorschwebt Alberts Lied"; S. 25 „Schwebte Gozzi's Lustspiel vor"; III, 120 „schwebt die Gerbermühle vor", nein, sie ist bestimmt gemeint, bezeichnet). Wie Goethe alles nur vorschwebt, so deutet er auch bei Düntzer auf alles. Hinter der klaren und anschaulichen Poesie Goethe's birgt sich ein symbolischer Hintergrund und neben dem Dargestellten finden sich überall noch unzählige, schier unergründliche Andeutungen. Aber zuerst muß doch jenes Dargestellte gezeigt werden (Beispiele I, S. 19 das Lied „sollte andeuten", was besagt, was schildert es denn? II, 52 „das Gegenbild der Seele nur zuletzt angedeutet"; „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser" — das wäre eine Andeutung? es ist ein bestimmter, klar ausgesprochner Vergleich sowohl in den ersten Versen als am Schlusse). Durch diese beiden usque ad nauseam durch alle drei Theile wiederholten Wendungen wird vor Goethe's edle und offne Dichtung ein Nebel gebreitet.

Ebenso verfehlt ist die an vielen Stellen bei ihm angenommne Reimnoth. Damit behilft sich Düntzer, wenn es mit der Erklärung hapert. R. Boxberger hat dies bereits monirt und ausgerufen: Goethe und Reimnoth! Es wird nun wohl Fälle geben, wo der Dichter zu einem Reime nur aus Noth gekommen, auch die höchste Kunst sinkt bisweilen zum Handwerk herab, wie Goethe selbst in seiner bei Düntzer fehlenden Erklärung des Wortes „bidmen" (II, 59)

eingesteht; solche Fälle darf man bei einem Dichter von unübertroffner Reimgewandtheit nicht verallgemeinern. Eher könnte man von einer Reimnöthigung sprechen, von einem innern, gegenseitigen Verhältniß zwischen Sinn und Reim. Was Düntzer Ausflüsse der Reimnoth nennt, waren meist unmittelbare Eingebungen des Genius der Sprache.

Die vorliegende Ausgabe tritt nicht nur als Textausgabe, sondern auch als erklärende auf; beide Bestandtheile sind einander werth. Was die Noten durchweg verdirbt, ist die bequeme Methode, statt einer Erklärung eine prosaische Wiederholung der Textworte zu geben. Diese Art ist schon mehrfach getadelt worden. Principiell ist ihr entgegenzutreten. „Manches, sagt Rückert, erscheint in Versen eigen,

Was man würd' als Nichts verschweigen,
Sollte man's in Prosa zeigen."

Was poetisch schön und wahr, ist es deswegen nicht auch in Prosa: die prosaische Wiedergabe muß in eine andre Form, in andre Worte, in eine andre Wendung des Gedankens eingekleidet sein, soll sie nicht als eine Entstellung empfunden werden. Die beste Erklärung enthält oft ein Parallel- oder Gegenwort, ein poetisches Citat. Wahr sagt Goethe in Versen:

„Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank und sah noch, was mich freute" (II, 101)

unwahr erklärt Düntzer prosaisch; „Der Tag bringt uns immer etwas Erfreuliches", immer? — ich glaube nicht. Wahr läßt der Dichter seine Auswandrer singen:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus" (II, 123)

und sagt Schiller in der Glocke: „der Mann muß hinaus": wenn aber Düntzer sich als Mann fühlt und zu Goethe's Versen die rein wiederholende Erklärung setzt: „der Mann muß muthig gefaßt in die weite Welt hinaus", so ist es unwahr; nicht jeder Mann muß hinaus, und Goethe sagt es gleichmäßig von Mann und Frau, von beiden aber nur in bestimmten, zur Auswanderung oder Wanderung nöthigenden Konfliktsfällen. Düntzer hat also gar nichts erklärt und eine falsche Allgemeinheit gegeben. Zu den Versen von dem über der Erde schwebenden Genius (II, 127) lautet die Note: „der Sinn ist, daß der Mensch seines glücklichen Looses in der ewig schönen Natur durch beständiges rechtes Wirken sich würdig zeigen solle";

die schöne Poesie wird durch eine den Gemeinplatz streifende Erklärung verhunzt. Damit wetteifert die Note zu „Gleichgewinn“ (II, 351): „es kommt nur darauf an, daß jeder, wie kurz oder lang er leben mag, tüchtig und ehrenhaft sich bewähre.“ Wie tief auch zu III, S. 11: „das Gefühl der Treue erfreut den, dem sie gewidmet ist.“ Höchst merkwürdig! So im Tone von Karlchen Mießnick die Erklärung der tiefe Wahrheit in sich bergenden zahmen Xenie (Abth. VI, Nr. 28) „Sei du im Leben wie im Wissen“: „Man muß wie im Leben, so in der Wissenschaft dem reinen Triebe seiner Natur folgen, darf sich nie durch äußre Umstände bestimmen lassen“ u. s. w. Vernunft wird Unsinn! Die unerfahrne Jugend denkt sich das wohl so, ein erfahrner Mann weiß aber, daß es keine einzige Stunde seines Lebens gegeben, wo er nicht durch äußre Umstände bestimmt worden. Und das Goethe in die Schuhe zu schieben! So auch die Erklärung von Abth. III, Nr. 7: „Die Meisten suchen mit allem Eifer nichts als eine eigne Meinung, nicht die reine Ansicht der Sache.“ Nichts als leere, als falsche Worte! Schon Lessing überließ Gott „die reine Ansicht der Sache“. Dem Menschen ist sie nicht gegeben. Wie schön auch, und gewiß aus eigner Erfahrung geschöpft die Erklärung zu den Versen (III, 44):

„Wär' Besserung nicht die Lust der Welt,
So würdest du nicht fragen.“

„Des Fragers Lust nach Erweiterung seiner Kenntniß deutet auf den Trieb zur Besserung, insofern — ich bin erwartungsvoll! — er seine beschränkte Kenntniß erweitern will.“ Nicht passend zu III, 53: „Ihr Götter, Preis und Wonne“! die Erklärung: „den Göttern dankt er für die ihm bereitete Wonne.“ Zu den Versen in „Ilmenau“:

„Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt,“

die Erklärung, falsch wiederholend, unnöthig, trivial: „Nach langer Reise sieht man das Vaterland mit lebhaftem Antheil wieder.“ Wie belehrend (III, 61) vom „Liederdichter“ Himmel: „Alle Morgen grüß' ich ihn, Nickt er mir vom Schimmel“ der thatsächliche Aufschluß: „Er sah diesen gewöhnlich Morgens vorüberreiten,“ ebenso zu I, 63 „Aus dem Schrank sind sie [die Kleider] genommen,“ die Note: „Ich habe sie herausgenommen.“ Nur falsch die Beziehung von Napoleon's „Machtgefechten“ (III, 82) auf die von ihm „zur Abwehr von England erlassenen Dekrete,“ die Beziehung der „Reiser“

(III, 120) auf die „Prinzessinnen“ — immer den „Wortsinn“! —, III, 98 zu Nr. 23 und 112 zu Nr. 51, Vers 19—24. Hervorzuheben ist auch III, 102 die „leidenschaftliche Leidenschaft für seine Stella“ und die Erklärung (III, 130) der Verse „Also lustig sah es aus“: „Der Sinn ist: wenn man recht sich freuen will, muß man alle Quellen der Freude fließen lassen.“ Banal und falsch! Immer die Neigung, Goethe's Worten den Kern zu nehmen, wie in der oben citirten Fauststelle, und sie zu einem Gemeinplatz zu stempeln. Hier sagt Goethe vielmehr: „Das Andenken an die fernen Freunde macht ein Fest erst zum wahren Feste“. Blasse und doch unzureichende Wiederholungen (III, 174): „Verzeiht einmal dem raschen Wort“ in der Note: „Ihr müßt es euch gefallen lassen, wenn ich rascher werde“; daß rasch hier ausfallend, derb, lebhaft bedeutet, bleibt ungesagt; (III, 184) zu den Versen: „Über alles — Froh — Sei belehrt — Und das bleibe dir Gewinn“ die Erklärung: „Alles lerne wohlgemuth erkennen, dieses genüge dir“. Auch werden S. 185 Goethe's Worte: „Und was die Menschen meinen, Das ist mir einerlei“ einfach wiederholt und der schwierigere Theil der Xenie „wir sind zu zwei, ein Hier und Dort“ bleibt unerklärt. Die Verse der Xenie (III, 219): „Wenn er befiehlt ehrlichen Leuten, die's recht verstehn und läßt sie was gewinnen“ erscheinen verbotenus und doch trivialisirt wieder unterm Strich: „Die, denen man befiehlt, müssen ehrliche Leute sein, die ihre Sache verstehn und dabei ihren eignen Vortheil haben“. So auch III, 297 (Nr. 50). Auf die Art möchte man ohne Mühe ganze Bände Gedichte erklären. In diesem Stile geht es aber fort durch alle drei Theile. Wenn Goethe (III, 216) dem Künstler zuruft: „Laß dich heute loben, morgen tadeln, und immer bezahlen“, so folgt das schlechte Düntzer'sche Echo: „Der Künstler muß, wenn er auch zuweilen sich einen Tadel gefallen lassen muß, sich ordentlich bezahlen lassen“, ebenso der Xenie (III, 236) „die Jugend ist vergessen aus getheiltem Interesse, das Alter ist vergessen aus Mangel an Interesse“ das Echo: „Das Alter vergißt aus Mangel an Interesse, wie die Jugend, weil sie an zu Vielem Interesse nimmt“. Wie belehrend sind solche Erklärungen, und welche Selbsterkenntniß lassen Düntzer's eigne Worte (III, 270) ahnen: „Die Erklärer ziehen den Dichter in die Breite“!

Rechnet man dazu des Interpreten saloppe Schreibart, so fällt das Interesse ganz weg, welches eine wirkliche Erklärung verleihen könnte. Die dabei vorkommenden thatsächlichen Irrthümer machen

wir dem Buche, bei dem Umfange des Gebietes, am wenigsten zum Vorwurf, zumal Düntzer eine derartige erklärende Gedichtsausgabe bisher nicht geliefert hatte. Dem ersten Versuch ist viel nachzusehn und der Fleiß des Kompilirens anzuerkennen. Begegnen wir überall guten Bekannten, wenn sie auch nicht genannt werden, z. B. Frhr. v. Biedermann III, 207 in der Note zu V. 146, H. Henkel II, 309 zu Vers 359 (dessen Gleichniß I, 23), Goedeke, Viehoff und mir selbst an unzähligen Stellen, so bestätigt Düntzer damit in glänzender Weise das von der Ranke'schen Schule gefundene Gesetz historiographischer Entwicklung, daß nämlich die neueren Autoren die früheren abschreiben und so deren Auffassung erhalten bleibt. Es kann nicht fehlen, daß er uns oft an Goethe's Recensent erinnert, der gesättigt vom Mahle an eines Andern Tische sich erhebt, um über das Genossene zu räsonniren, wie auch V. Scheffel aus Radolfzell von solch einem Gaste schreibt: „Kommt der Kerl her und läßt sich meinen Wein schmecken, um mir ihn dann schlecht zu machen". Unser Interpret gehört zu der Species derer, deren Rechte nicht weiß, was die Linke thut, wenn er z. B. den unglücklichen Martin, Verfasser eines nicht zu beachtenden, gutgemeinten Buchs über Goethe's „Vier Jahreszeiten" namentlich auf's Schärfste hechelt, zugleich aber ihn benutzt, ohne ihn zu nennen. Dies ist die Regel bei ihm, von der es nur hie und da Ausnahmen giebt. Auch von mir selbst darf ich nach den unaufhörlichen Nörgeleien und Nadelstichen, die ich mir zugezogen, wohl sprechen, und des mir gemachten Vorwurfs einer ganz ungehörigen „Belesenheit in den Briefwechseln Goethe's und sonstigen Schriften der Zeit" (III, 300) gedenken, um so mehr, als ich mit obigem Citat aus Scheffel wieder straffällig geworden bin.

Nur meine ich einen Widerspruch mit diesem Tadel in dem Brauche des Interpreten zu erblicken, mit derselben Feder, welche den Vorwurf formulirt, die Früchte der ungehörigen Belesenheit utiliter zu acceptiren. Es schmeichelt mir freilich, daß meine für meine eignen Zwecke unzureichende Lektüre noch für Andre etwas abwirft und daß ich neue Ermittelungen nicht nur, sondern auch meine Beleg- und Parallelstellen hier wiederfinde. Wenn ich dem Interpreten aber zu unaufhörlichen Belehrungen, „ernsten" Rügen und Angriffen Anlaß gebe, geziemte es ihm da nicht, seine Citate aus eignen Mitteln zu beschaffen? Auch in ihnen drückt sich die Individualität aus, auch sie sind geistiges Eigenthum; wenn ich zu

„Vermächtniß" (III, 23) eine mir persönlich werthe Stelle aus Kant anführte, so wünschte ich, sie wäre mir belassen worden, während meine Ermittlung des Kopernikus, als des in Vers 10 daselbst gemeinten Weisen, eher in's Freie fiel. Ersteres gilt auch von dem Kant-Citat III, 39, den Citaten aus Ariost II, 358, aus Boccaccio. Wenn so Düntzer mehrfach Kant in den Mund nimmt, auch bei den Xenien Boas benutzend, erhält man da nicht ein falsches Bild seiner Persönlichkeit? das vorher gedachte Rankesche Gesetz erfordert in seiner Anwendung auch mehr Vorsicht, als Düntzer, seiner redlichen Prüfung zum Trotze, bewiesen hat. Bisweilen hält er Worte des Citirenden für Theile des Citats, oder er nimmt, wie z. B. II, 238, Ermittlungen mit längst beseitigten falschen Beziehungen, mit Haut und Haaren, herüber. Schwer ist es ihm recht zu machen. Ich soll von andern Schriften nichts lesen, auch bei Goethe nichts denken und mich nur „vom einfachsten Wortsinne durchdringen lassen" (III, 300); thue ich das nun und nehme Worte wie den Thurm zu Babel (III, 208), Testament (210), Bratenwender (213) u. s. w. im buchstäblichen Sinne, so ist's wieder gefehlt.

Vielleicht empfiehlt es sich, einige der erheblicheren Meinungsverschiedenheiten näher zu erörtern. Sie betreffen

die Marienbader Elegie (II, 97—102). Die seltsamen Irrthümer des Einleitungsgedichts „An Werther" in den Noten zu Vers 31, wo der Aether zur „Geliebten" und zu Vers 34, wo aus dem Liebesnetz ein Netz der Noth geworden ist, sowie die eigenmächtige Aenderung im Motto (wie statt was) berühren wir nur kurz. Die Elegie allein soll uns beschäftigen. Düntzer läugnet wenigstens bei diesem Gedichte nicht eine persönliche Veranlassung und behandelt daher auch in der Note das in Betracht kommende thatsächliche Material umständlich, aber falsch. Als seine Grundirrthümer sehe ich dabei an, daß das „Wiedersehn" des ersten Verses kein wirkliches, sondern ein Phantasma gewesen, wiederum der Abneigung gegen das Conkrete entspringend, daß er Karlsbad, den entscheidenden Ort der Trennung, ganz übersieht (III, 102 in der Note ist Karlsbad Druckfehler) und im Zusammenhang damit, daß er die schon von Eckermann unterschiednen beiden Partien des Gedichtes nicht zu sondern versteht. Hinsichtlich der Entstehungszeit hatte er selbst, als Herausgeber des Briefwechsels mit Schultz, den richtigen Faden schon in Händen; wohl habe ich davon in der zweiten Hempel'schen Ausgabe der Gedichte Gebrauch gemacht, nicht

er jetzt in der seinigen. Wenn ich ebenda (II, 391) als eigentliche Trennungszeit (Vers 13) die „spätere Karlsbader Wirklichkeit“ angenommen, so stützte ich mich auf positive Zeugnisse, namentlich auf Guhrauer's Worte, daß der Dichter „in dieser erhöhten Stimmung“ der Levetzow'schen Familie nach Karlsbad gefolgt sei. Dasselbe wußte Düntzer aus dem Briefe des Dichters an Grüner vom 1. September 1823, aus der neuerdings von Scherer dargestellten Begegnung des Dichters mit dem Rehberg'schen Ehepaare und aus Hufeland's Aeußerung, daß er den Dichter „in jugendlicher Kraft und Rüstigkeit zu Karlsbad gesehen.“ Dies wußte er, er kannte die Andeutungen von nach Karlsbad begonnenen geheimnißvollen Gedichten: gleichwohl läßt er diesen Ort unberücksichtigt. Hat er denn Guhrauer nicht gelesen, meines Hinweises unerachtet? Da bin ich in der Lage, ihm einen „ungehörigen“ Mangel an Belesenheit vorzuhalten. Nur dieser Mangel verschuldet die der Wahrheit in's Gesicht schlagende Behauptung: „die Mutter machte der Sache dadurch ein Ende, daß sie Marienbad verließ“, statt daß es heißen müßte: „die Mutter und die Töchter begegneten sich mit dem Dichter wieder einige Tage später in Karlsbad“. Ihr gleichzeitiges Verweilen dort war dem Interpreten bekannt, und doch kam ihm nicht der Gedanke, daß sie sich dort sehen, daß dies Wiedersehn doch von Einfluß auf das Gedicht werden mußte. Aus „anonym“ in Goethe's Brief an Grüner macht er (Goethe's Leben S. 611) ein „einsam“ und verfällt mit dieser kleinen falschen Nüance in thatsächlichen Irrthum, da Goethe seinen Geburtstag zwar still und anonym, heimlich, aber nicht einsam, sondern grade mit den Levetzow's — die Düntzer doch endlich richtig schreiben möge — in Elbogen verlebt hat. Das Buch von Hlawaceck „Goethe in Karlsbad“ (2. A. 1883) berichtet dies ausführlich und gedenkt des in Elbogen dem Dichter von den drei Schwestern gemachten Geschenks. Ich meine, auch in der ersten Ausgabe hat das bereits gestanden, und so straft sich auch hier die oben gerügte Nachlässigkeit. Bei dem sich daraus ergebenden Mangel an Erfassung der thatsächlichen Momente ist ein allgemeines Schwanken natürlich: nach der illustrirten Gedichtsausgabe ist die Elegie „am 25. August 1823 zwischen Marienbad und Karlsbad“ gedichtet, eine Reise, die Goethe gar nicht zurückgelegt hat, nach unsres Freundes Kommentar zu Eckermann's Gesprächen (I, 270) „auf der Rückreise von Eger nach Jena und zu Jena in's Reine geschrieben“, nach der Biographie (S. 611) „auf

dem Wege (von Eger) nach Karlsbad im Wagen stückweise": immer werden die so ganz verschiednen Vermuthungen für Gewißheiten ausgegeben, wie Düntzer meist die dem Historiker obliegende strenge Pflicht, klar erkennen zu lassen, welche Thatsachen vermuthet werden und welche feststehen, gröblich versäumt, freilich er nicht allein. In den Noten zu dem Gedicht in der vorliegenden Ausgabe erhält der Leser statt des ihm versprochenen „Erwünschten" die Ausrede: „die Entstehungszeit sei nicht genau zu entscheiden". Dazu gehörte nur ein Körnchen Kombinationsgabe, ein Zusammenhalten der Kenntniß von dem zweiten Begegnen am 25. August in Karlsbad mit dem Briefe an Schultz vom 8. September von den „gelungenen Gedichten". Die Zeit der Genesis sprang dann klar hervor. Meine Anmerkungen, welche das Resultat bereits enthalten, will Düntzer, seiner Einleitung zufolge, doch gelesen haben; er benutzt sie aber nur, um mich zu schmähen, ich kümmere mich nicht „um einen wirklichen verständigen Zusammenhang". Seine Widersprüche sind allerdings recht verständig. Das ganze Gedicht soll „dem wirklichen Wiedererscheinen der Geliebten" widersprechen. Aber im Gedicht sagt Goethe doch nach der zweifelnden Frage des Anfangs, in der zweiten Strophe: „So warst du denn im Paradies empfangen", das heißt doch, du hast sie wirklich wiedergesehn, du bist im Paradiese, mit der Geliebten vereint, in Strophe 3 und 4 folgt die Schilderung dieses Paradieses, in Strophe 4 die wirkliche Trennung, die Trennung für immer, die Flucht aus dem Paradiese. Und das soll kein verständiger Zusammenhang sein! Goethe greift, noch warm vom lebendigen Hauche der eben wiedergesehenen Geliebten, zur dichterischen Darstellung nach der Karlsbader Abreise, und Düntzer läßt ihn noch in Marienbad, vor der definitiven Trennung, „plötzlich die Gestalt der fernen Geliebten am Himmel sehen", schiebt ihm also ein Wolkenbild unter, während in der ersten Strophe von Wolken gar nicht die Rede ist, wie der Vergleich mit der siebenten recht deutlich zeigt. Wie hätte Goethe auch dasselbe Bild zweimal nach einander gebraucht! Da die Geliebte dem Dichter an einer Pforte, sei es eines Gartens, sei es eines Hauses, entgegentritt, nennt der Dichter dieselbe ein „Himmelsthor"; durch sie zieht sie ihn in ihr Paradies. Das ist so klar, so poetisch-sinnlich und anschaulich als möglich. Aber Düntzer bleibt in seinen Wolken. Er weiß nun natürlich nicht, was der klare Vers: „Zu ihren Armen hebt sie dich empor", denn „heißen soll". Er möchte sich doch an „Gott und Bayadere" erinnern:

„Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle, Lebhaft ihn in's Haus hinein". Geschah das auch in den Wolken?

Alles ist jedoch noch verzeihlich bei einem Manne, der einmal die wichtigsten positiven Zeugnisse unbeachtet läßt und in Goethe's Dichtung an unrechter Stelle Abstraktionen sucht. Unverzeihlich aber sind auch bei einem solchen die vorliegenden Aeußerungen über den schönen Schluß des Gedichts. Sie reihen sich würdig an seine Travestie von „Jägers Abendlied" und manche Ungereimtheiten in seinem Faust-Kommentar. Daß der Dichter das Paradies, das Paradies der Jugend, Schönheit, Unschuld, verlassen mußte, daß der Cherub ihn von hinnen trieb, daß er gleich Byron's Manfred, gleich Faust nach Gretchens Tode, gleich dem Poeten des Divan („in die Oede fortgetrieben") in die Einsamkeit, in die Oede flieht, liegt in der strengsten poetischen Konsequenz und ist von Goethe in großen, erhabenen Zügen wie in Erz und Marmor für ewige Zeiten hingestellt. Es giebt wenige so umfangreiche Gedichte von solcher Einheitlichkeit. Und nun höre man, was da der Rhein orakelt (II, 102): „die beiden letzten Strophen sollen andeuten" — „Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren" eine Andeutung! — „daß auch die Natur ihn in seinem Schmerze nicht mehr anziehe. Aber die Art, wie er sich an die Genossen wendet" — die herrliche Art ist: „Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen, Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos" — „die wir uns demnach als Zeugen seiner Klagen denken (!!) müssen, **ist anstößig**. Wenn wir vorher gar nicht daran denken können, wo der Dichter sich befinde, sehen wir ihn hier auf einmal auf einer Wanderung mit seinen Genossen" — ja freilich, wenn wir bisher geschlafen, nichts vom vertreibenden Cherub, den Reiseschilderungen in der 6ten Strophe, nicht die Worte (V. 109) gehört haben: „Nun bin ich fern"; wer aus dem Paradiese flüchtet, muß doch irgendwo bleiben, er muß sich doch auf die Wanderung begeben! — „Aber, fährt der Interpret fort, daß so auf einer solchen seine Verzweiflung sich ergossen, ist **völlig unwahrscheinlich**." Die ganze Elegie ist ihm unwahrscheinlich; so nennt der Rekrut die Thiere des zoologischen Gartens unmögliche! Und nun schließt der Mann: „Wir können uns diese Strophen eher selbständig für sich denken." Da nehme er auch dem ersten Theile des Faust die ihn beschließende Kerkerszene und sage: „Wir können uns diese Szene eher selbständig für sich denken!" Dem Paradiese des Anfangs folgt am Schlusse die Einsamkeit der Ge-

birgswelt, wohin der Vertriebene flieht, als natürlicher Gegensatz. So frägt Erwin in Goethe's Singspiel in der Einsamkeit, die sein Schmerz verlangt: „Wo treibst du mich hin? — Wo willst du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeschlossen bist, der sie umgiebt?“ Und um einsam zu sein, muß der Vertriebne doch seine bisherigen Begleiter entlassen? Entläßt doch Faust, als er in's Hochgebirge flieht, den Mephistopheles! Diesen klaren innern Zusammenhang sieht der Interpret nicht, er will ihn zerreißen, um seinen „wirklichen verständigen Zusammenhang“ aus den Wolken zu holen.

Wandrers Nachtlied (Nr. 2). Ist es am 2/3. September 1783 gedichtet, wie E. Lichtenberger und Düntzer, oder schon am 6/7. September 1780, wie Goedeke, Suphan, Geiger, Sintenis und ich annehmen? In der neuen Gedichtsausgabe meint Düntzer, unsre Annahme, früher auch einmal die seinige, beruhe auf „offenbarster Mißdeutung.“

Schon 1883 fand er in jener Zeitbestimmung „eines der traurigsten Beispiele, wie sehr unsre Goethekritik, statt auf dem eingeschlagenen gründlichen Wege — natürlich dem Düntzer'schen — „auf das Willkürlichste verfährt“ (Beil. der Allg. Zeit. Nr. 170). Er wendet dann gegen mich die Worte: „Zur Kritik gehört mehr als aufgespeicherte Kenntniß von Thatsachen“ — immer die verwünschte Belesenheit! —, „sie bedarf vor allem des sichtenden, die Tragweite jedes Umstandes besonnen erwägenden Urtheils“. Glänzende Proben dieser „besonnenen“ Erwägung bot uns so eben der Abschnitt von der Marienbader Elegie. Auch Geiger (Gegenwart 1883, Nr. 36) fand sogleich in Düntzer's Artikel „entschieden klingende, aber haltlose Auseinandersetzungen“. Gewiß, hätte der Interpret sein ganz richtiges Programm wirklich erfüllt und „die Tragweite jedes Umstandes — wozu die vorgängige Ermittlung eben jeder Thatsache von Bedeutung gehört — besonnen erwogen“, so könnte das Ergebniß nicht zweifelhaft sein. Sein Programm leidet aber an Unvollständigkeit; zur Prüfung der äußern Umstände muß noch die viel wichtigere der innern Gründe treten, und diese läßt unser Interpret, nach meinem Gefühl, nur zu oft außer Augen (z. B. bei Bestimmung der Zeit der prosaischen Faustszene). Im vorliegenden Falle stützt sich seine Ansicht auf das rein äußerliche Moment der Bleistift-Eintragung des Datum. Vielleicht bin ich zu sehr Jurist, um ein mit vergänglichen Bleistiftzügen angebrachtes Datum in

einer Urkunde als beweiskräftig anzusehn, welche länger denn ein halbes Jahrhundert allen Einflüssen der Kälte und Wärme und allen Zerstörungen durch Menschenhand ausgesetzt gewesen ist. Das Bretterhäuschen ward von Jägern und andern Leuten des Waldes als Nachtquartier und als Feuerstelle benutzt, auch sonst von den Bewohnern der umliegenden Orte und mindestens sechs Decennien vor dem Brande vom Jahr 1870 von Vergnügungs-Reisenden aller Art, Studenten und Schülern, vielfach besucht. Ich selbst sah die Inschrift an der Bretterwand zu Ende Septembers 1847, wo das Häuschen bereits den Touristen und den zahlreichen Gästen des nahen Bades Elgersburg als Reiseziel diente; ich fand sie völlig unleserlich, die Bleistiftzüge verwaschen und durch Striche und Uebermalungen zerstört. Eine feste Schrift fehlte und deren hätte es bedurft, um 1780 oder 1783 sicher unterscheiden zu können. Die Unsicherheit des Tagesdatum wird allgemein zugestanden. Aber auch ein einziger Bleistiftstrich an der Null der Jahrszahl, von einem übermüthigen Studenten oder reisenden Kommis angebracht, hob die Sicherheit der Lesart auf und verwandelte die Null in eine Acht oder Drei oder was sonst. Solches Hineinschreiben mag aber nicht ein-, sondern tausend Mal vorgekommen sein. Derartiger Verderbniß bedurfte es jedoch nicht einmal; an der feuchten Wand war die Bleistiftschrift flüssig oder schmierig geworden und es gab schon längst weder eine Null noch eine Drei zu lesen. Auf mich, der ich die Inschrift mit äußerstem Interesse geprüft, machen Berichte über ihren angeblichen Zahlenbestand keinen Eindruck. Dies Zeugniß kann meines Erachtens überhaupt nicht angezogen werden. So bleiben nur folgende übrig:

a, der Brief des Dichters an Frau v. Stein vom 6. September 1780, wonach er im Häuschen Abends kampirt bei einem ebenso ruhigen Wetter, als das Gedicht beschreibt, dazu der Brief an Frau v. Branconi von einer Nacht „auf dem höchsten Berge“ (Fielitz, Briefe I, 474);

b, die Eintragung des Gedichts von Seiten der Frau v. Stein bei den Briefen des Dichters vom September 1780, nicht von 1783. Die Empfängerin war in solchen Dingen äußerst genau und nahm nichts leicht, was Goethe's Gedichte betraf. Fielitz, der neueste Herausgeber jener Briefe, hat daher kein Bedenken getragen, ihre Zeitbestimmung zu bestätigen;

c, Herder's Abschrift der Verse auf Einem Blatt mit andern Ge-

dichten Goethe's aus der ersten Weimarischen Zeit. Suphan, welcher uns zuerst von diesen Abschriften Kunde gebracht, gelangt zum Schlusse, „daß wir die Kopien vom September 1781 vor uns haben" (Goethe-Jahrbuch II, 107); damit wäre 1783 ausgeschlossen;

d, Kuebel's Kalender vom 7. Oktober 1780. Vier Wochen, nachdem Goethe eine Nacht im Häuschen logirt (vorstehend a), verzeichnete Knebel, nach einer mit Karl August ebenda verbrachten Nacht: „Goethen's Verse". Auch Fielitz, der den Kalender eingesehn, fand darin eine Bestätigung der Stein'schen Zeitbestimmung (vorstehend b). Meine bezügliche Angabe in der zweiten Hempel'schen Gedichtsausgabe (I, 320) hat Düntzer aufs Heftigste angegriffen (Akadem. Blätter I, 101, Febr. 1884): ich hätte es fertig gebracht, aus Knebel's Tagebuch eine Stelle anzuführen, die gar nicht darin stehe. Ich habe aber nichts weiter daraus mitgetheilt als die beiden obigen Worte, kein Jota mehr, so daß ich seinen Vorwurf nie verstanden habe. Da Knebel nur Thatsächliches in seinen Kalender notirte, so kann sein Eintrag nur besagen, daß er oben auf dem Gickelhahn „Verse" von Goethe gefunden und daß er diese Thatsache der Notiz werth gehalten habe. Jene Verse müssen die besprochenen gewesen sein.

Zu diesen harmonirenden Zeugnissen treten noch folgende Erwägungen. Der Dichter hatte nach seinen Worten zu Mahr im Sommer 1831 sich überhaupt nur einmal in das Häuschen einquartirt. Dieser einmalige Aufenthalt, wenn ihn auch täuschende Erinnerung zu einem mehrtägigen ausdehnte, ist durch den Brief zu a authentisch erwiesen. An diesem einmaligen, sicher verbürgten Aufenthalte müssen wir uns begnügen: kein zweiter ist verbürgt. Düntzer gelangt zu einem zweiten nur dadurch, daß er einen Besuch in Ilmenau heranzieht. Ilmenau ist aber nicht der Gickelhahn. Den Ilmenauer Besuch vom 30. August bis 3. September 1783 will ich als thatsächlich richtig annehmen. Am Morgen des 3. trat Goethe die Rückreise an, der Aufenthalt umfaßte nur drei Tage. Diejenigen Geschäfte, welche ihm die unzeitige Fahrt nach Ilmenau, unmittelbar vor der ihn schon ganz erfüllenden Harzreise, aufgenöthigt hatten, wurden gekreuzt durch die Arbeit an seinem Gedichte „Ilmenau", welches am 2. beendigt sein mußte, um noch am 3. in die Hände des in Gotha weilenden Herzogs zu gelangen. Und nun denke man sich, der so geplagte Goethe soll sich sein Leben noch durch einen ganz zwecklosen — der erste Aufenthalt

ließ sich rechtfertigen — und so außerordentlich unbequemen Nachtbesuch in dem einige Stunden entfernten, ihm längst bekannten Jagdhäuschen muthwillig erschwert haben? Was hatte er im Jagdhäuschen zu suchen? Der ganze Aufenthalt ist reine Phantasie Düntzer's, wie Goedeke längst schlagend bewiesen hat, noch ehe alle jetzigen Zeugnisse beisammen waren.

Nun aber die viel wichtigern innern Gründe. Mir scheint es psychologisch unmöglich, daß ein Dichter von der Haltung und Wahrhaftigkeit eines Goethe, während er in einem langen Gedichte eine Lebenskonfession ablegt, dem Sturm und Drang Valet sagt, für sich und für den Herzog allen alten Lustigkeiten und Thorheiten abschwört, welche sich grade an den Ilmenauer Schauplatz knüpften, gleichzeitig etwas erneuert haben sollte, das an die alten Streiche erinnern konnte. Nach Goethe's ministerieller Stellung und den übrigen Umständen müßte man das Kampiren dort oben von Seiten des gar nicht jagdlustigen, über und über beschäftigten, höchst eiligen Dichters, zumal wenn man die Sitte der Zeit bedenkt, für eine Tollheit halten. Die Thatsache ist undenkbar, noch mehr aber die Gleichzeitigkeit beider Gedichte, des ganz auf's Reale gerichteten „Ilmenau" und des elegisch hingehauchten „Ueber allen Gipfeln". Beide tragen eine verschiedne Zeit-Physiognomie, haben eine verschiedne Seele. Das Nachtlied berührt sich mit der Ode „Meine Göttin" und noch mit dem Briefe des Dichters an seine Mutter vom August 1781. Aber im Jahre 1783 lebte, dichtete und schrieb Goethe anders. Die frühere Weichheit war überwunden. So etwas, wie einsames Uebernachten im Freien oder in einer einsamen Hütte auf hohem Gipfel verübt man nur einmal, besingt man nur einmal im ersten frischen Eindruck. Der zweite Eindruck enthält regelmäßig einen Rückschlag und der stimmt nicht lyrisch. Mein Urtheil gründet sich auf diese innern Gründe, wenn auch die äußern schon vollständig genügen.

Ilmenau (III, 47 flg.). Um die Entstehungsgeschichte dieses Gedichts mit der von „Wandrers Nachtlied" in Uebereinstimmung zu bringen, läßt Düntzer das erstre gleichfalls „auf der Höhe des Gickelhahns" anheben, den Dichter von dieser Höhe in das „Thal" in der Frühe hinabblicken und von da aus den „Hain" des ersten Verses betreten. Alles Spiegelfechterei! Wir sehen, wie in Schiller's Spaziergang, den Wandrer aus dem Orte hinaustreten; das Thal liegt vor ihm, aus dem Thal, vom „Fuße des erhabnen Berges"

(V. 8) steigt er hinauf zum „Hain", weiter zu den „sachten Höhn", bis er zum „finstern Wald" und seinen ihm sich erschließenden Geheimnissen gelangt. Das Ilmenauer Thal mit seinen Spinnern, Webern und Bergleuten ist gemeint, vorbildlich für das ganze Land, nicht ein ferner Berggipfel mit der störenden Erinnerung an des Herzogs Jagdpassion. Zur Unterstützung der falschen Ansicht über das Nachtlied hat auch das Geburtstagsgedicht „Ilmenau" auf den Kopf gestellt werden müssen. Wie sagt doch Mephistopheles:

„Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel!"

Selbstbetrug (I, 20). Nur kurz möchte ich die strittige Frage berühren, ob der „eifersüchtige Groll" des Verses 8 sich im tiefen Herzen „legt" oder „regt". Die authentischen Drucke kennen nur die Regung der Eifersucht. „Legt" war eine Vermuthung Viehoff's; ohne Weiteres läßt der sich ihm anschließende neuere Interpret den Text dieser Vermuthung gemäß drucken. Mit Boxberger (Akadem. Bl. I, 742) kann ich allein das „regt" für richtig halten. Nur das Regen der Eifersucht zeigt sich, äußert sich so, daß es belauscht werden kann, nicht der erlöschende, der erloschene Groll. Und wozu „im tiefen Herzen"? es giebt Regungen auf der Oberfläche, und Regungen in der Tiefe; die letztre kommt hier in bezeichnender Weise zum Ausdruck. Grade dies Prägnante und Treffende erscheint Düntzer „seltsam". Der Liebende soll nach ihm sich sehr „zur Versöhnung geneigt" zeigen: davon weiß das Gedicht nichts, die Ueberschrift spricht von Selbstbetrug. Mit Desselben Phantasie, der Eifersüchtige „werde so ergriffen, daß er sich nie mehr von Eifersucht hinreißen lassen wolle", bleibe man uns fern. Allein aus überwiegenden Gründen kann eine gewährleistete Lesart, selbst bei nur „zur Bereicherung" einer Ausgabe verfaßten Gedichten, verworfen werden, und solche fehlen hier ganz. Man sieht aber, wie es selbst einem Goethe durch Mäkeleien und Düfteleien seiner Ausleger schwer gemacht wird, sich in seiner Eigenart zu behaupten.

Am Flusse (I, 41) bietet größere Schwierigkeiten. Hier ist die Entstehungs-Zeit streitig. Zwei Vermuthungen treten sich gegenüber. Mit V. Hehn (Goethe-Jahrb. VI, 324) nehme ich das Jahr 1768 an, gestützt auf die Stelle in Goethe's Brief an Schiller vom 30. Juni 1798: „Hierbei das Älteste, was mir von Gedichten übrig geblieben ist, völlig dreißig Jahre alt". Düntzer bezieht diese

Sendung allein auf das Jugendstück „die Laune des Verliebten“ und datirt das Gedicht nach der Zeit seines Erscheinens in Schiller's Musenalmanach, aus dem Jahre 1798. Der Ausdruck in der angeführten Briefstelle läßt nach meiner Ansicht auf eine kollektive Sendung schließen und gestattet die Auffassung, daß ein ganzer Rest von „Gedichten“, nicht eine einzelne Dichtung, ein dramatisches Stück, Gegenstand derselben gewesen. Der frühere, mit heranzuziehende Brief vom 24. Juni 1798 bezeichnet auch jene „alten Papiere“ als ein „Allerlei“. Uns ist kein Liederkomplex bekannt, den Goethe i. J. 1798 als „seine Lieder“ schlechthin anreden können. Schwerlich hätte er alles von ihm in den verschiedensten Perioden Gedichtete so zusammengefaßt, es sei denn in einer neuen Ausgabe; mit einer solchen war er aber nicht beschäftigt. Als eine geschlossene Einheit hatte er bis dahin nur die sogenannten Leipziger Lieder behandelt und bezeichnet, Ausdruck einer bestimmten Epoche und vereinigt erschienen. So, zugleich mit dem Hinweis auf die Entstehung „am Flusse“, nennt er sie zu Anfang der „Zueignung“ (II, 144): „Die Lieder ohne Kunst und Müh, Am Rand des Bachs entsprungen“, desgleichen in der Epistel an Friedrike Oeser vom 6. November 1768, V. 160 „Du hast die Lieder nun“, auch V. 125 und 147, sowie V. 134 flg.: „In jedem Holz, auf jeder Wiese, Am Fluß, am Bach“, „Am sonnbestrahlten Flusse“, „Am Flusse wartete er lang.“ Immer die Flußdekoration, welche das Motiv unsres Gedichts bildet. Auch das „Hohnsprechen“ (V. 6) weist direkt auf die Leipziger Annette und ebenso klingt das, von Düntzer nicht angemerkte ursprüngliche „Jüngling“ (V. 4) an jene Zeit und jene Lieder, an den moralisirenden Ton Gellert's an. Noch im März 1768 sah Goethe in Leipzig das Stück „die Schule des Jünglings.“ Selbst das écrire dans l'onde (V. 7) gehört in jene französirende Epoche, obschon es Goethe auch später braucht (An Reinhard 28. August 1807). So weisen mich Ton und Inhalt des Liedes auf das Jahr 1768, mag auch Düntzer vom hohen Stuhl herab die Vermuthung als „völlig haltlos“ und seine Ansicht als „jedem besonnenen Beurtheiler einzig möglich“ bezeichnen (Gedichts-Komm. II, 94; Allg. Zeit. 1883, Beil. Nr. 270; Akadem. Bl. I. 101).

Gewohnt, gethan (I, 87). Düntzer nimmt sich des durch die Ausgabe letzter Hand glücklich beseitigten Druckfehlers in Vers 24 „die Jungen“ (So altern dagegen die Jungen) mit einem Eifer an, der eine bessere Sache verdiente. Nach ihm liegt ein Ersatz für den

schnell schwindenden alten Wein in dem Altwerden der jungen Männer, für uns, man kann wohl sagen, für alle, die Goethe zu lesen verstehn, in dem Altern der jungen Weine; wir folgen eben der echten Lesart: „So altern dagegen die jungen" d. h. Weine. Schlimm, daß man dergleichen Selbstverständliches noch begründen muß; aber nur zu häufig, und gerade von Düntzer, werden solche Hemmsteine dem Forscher auf die Bahn geworfen und er muß sich der unangenehmen, aber nothwendigen Arbeit unterziehn, sie davon zu reinigen. Der Interpret sagt: im „Heranwachsen der Kinder" liege „ein augenscheinlicher Beweis, daß man selbst alt werde." Konnte Goethe das hier meinen? Er führt ja in allen Strophen den entgegengesetzten Gedanken aus, daß man nicht altern, daß man jung bleiben solle, daß noch ein muntres Kränzchen unser warte, daß man sich stets „von vornen lebe." Die Alten sollen jung sein, das ist der Kern des Liedes. Nur immer lustig getrunken! Leeren sich auch die Fässer, der Wein wächst nach, die jungen Weine werden auch trinkbar. Nach Düntzer würde Goethe dagegen sagen: es thut nichts, wenn wir viel trinken, die jungen Leute werden einst alt und trinken dann weniger, während Goethe nur meinen könnte, sie sollen es dann machen wie wir und ihrerseits die Fässer leeren. Wo finden wir dann den Ersatz des geschwundnen Weins? Den Gedanken, „daß der junge Wein alt werde und es demnach an Wein nicht fehle," findet Düntzer hier „ungehörig", ungehörig in einem Liede, das den Ton anschlägt: „Ich habe getrunken, nun trink' ich erst gern!" Er „erwartete" auch: „altert der junge"; von solcher Erwartung möge er nur abstehn; unzählige Beispiele zeigen bei den Dichtern den Wechsel der Ein- und Mehrzahl; ich finde hier bei Goethe II, 142 vom Liede: „euch gefall' es" und dann „singt sie mit" d. h. die Lieder. Ebenso täglich im „gangbaren" Sprachgebrauch. Über die Worte daselbst „Faß steht natürlich allgemein" wünschte ich noch eine Belehrung („schwindet der älteste Wein aus dem Faß"). An ein specielles Faß, etwa das große Heidelberger, hat doch kein vernünftiger Mensch bei dem Verse bisher gedacht.

Noch mehr verdirbt der Interpret seine Sache dadurch, daß er in der Note provocirende Wendungen braucht vom „Ton des fidelen Alten" (S. 86) und „der Fidele bemerkt". Ich halte dies für Äußerungen eines bösen Gewissens: wer einmal sich so an Goethe's Faust versündigt hat wie Düntzer, daß er einen „Fiedler" für einen „Fidelen" ausgegeben, dem läßt es keine Ruhe und wo es auch nicht hinge-

hört, platzt er mit seinem „Fidelen“ heraus. Er sieht die Kraniche fliegen und klagt sich selbst an!

Die Elegie Hermann und Dorothea (I, 230). In den Versen 19 und 20, gerichtet an die Muse:

Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß' es am Zweige
Weiter grünen und gieb einst es dem Würdigern hin,

hatte M. Ehrlich, Herausgeber eines kommentirten Goethe (Berlin, Grote), meines Wissens zuerst, den „Würdigern“ auf den Dichter selbst bezogen: gieb mir den Lorbeer, wenn ich dereinst desselben würdiger sein werde. Die Dichter lieben denen gegenüber, welche ihnen den Lorbeer reichen, bescheiden ablehnende Wendungen. Goethe konnte die Muse bitten, den schönen Lohn einem Andern, einem Würdigeren zu geben. So war die Stelle vor Ehrlich stets verstanden worden. Dem widerspricht aber der Wunsch, das Reis weiter grünen zu lassen und das „einst“ des Verses 20. Wenn das Reis einen Andern krönen soll, zu welchem Zweck soll es zunächst ungebrochen bleiben? Leben nicht heute auch würdige Dichter? Dichter, welche der von der Muse Bedachte für würdiger halten kann als sich selbst? Wie käme der Dichter dazu, von der ungewissen Zukunft bessere Dichter zu erwarten als von der Gegenwart? Jedenfalls wäre hier der Gedanke fremd. Zu einem schönern Zusammenhang gelangt man, wenn man den Dichter, welcher ja gleich Cäsar „Kränze“ bedarf (V. 17), den ihm „bestimmten“ nicht ausschlagen, sondern sich erst als Lohn für noch zu erwartende Dichterthaten erbitten läßt. Das „einst“ zwingt zu dieser Erklärung, und Düntzers verwerfende Worte ungehörig, anstößig, den „Lebensnerv (!) der Dichtung zerstörend“ sind nur Trümpfe, nicht Gegengründe. In ein Gedicht mit den Worten: „doch du, Muse, befiehlst mir allein“ sollte das dieser Muse gegebne Versprechen, den Lorbeer noch besser verdienen zu wollen, nicht hineinpassen? Auch in dem 82. Venetianischen Epigramm hoffte Goethe von der Zukunft:

So vergönnt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte,
O, behaltet dem Freund größere Gunst noch bevor.

„Und wenn mich am Tag die Ferne“ (II, 127). Die beiden so beginnenden schönen Strophen sind schon im Jahre 1826 zugleich mit den bekannten Gedichten zu Bildern vom Adler, Pinsel, Kiel, Urne u. s. w. als Vers 2 und 3 des Gedichts auf den „über der Erdkugel schwebenden Genius“, mithin als Variante der Strophe „Wenn am Tag Zenith und Ferne“, verfaßt und als ein zusammen-

hängendes Gedicht am 23. Dezember jenes Jahrs in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl eingetragen worden. Das „Und" des ersten Verses erklärt sich als Anfang der zweiten Strophe. Der zwischen Oben und Unten schwebende Genius rühmt das Loos des beiden Welten angehörigen Menschen. Die zwei letzten Strophen allein erschienen dann 1831 mit der Bezeichnung „erneuert" im Chaos. Dies der Sachverhalt. Aber Düntzer will davon nichts wissen. Hartnäckig verwirft er die gar nicht anzufechtenden Stammbuchsdaten und folgt kritiklos dem Inhaltsverzeichnisse der Quartausgabe, worin die Verse den Gedichten des Jahres 1828 zugeeignet worden sind. Die Herausgeber kannten eben nicht, wie wir, das Brühl'sche Stammbuch. Als hätte er Goethe's Tagebuch oder eine authentische Abschrift desselben je gesehn, setzt Düntzer als eine erwiesene Thatsache in die Note (II, 125): „In dieser Zeit [1828] dichtete Goethe nach seinem Tagebuche u. a.: „Und wenn mich am Tag die Ferne." Ein Bildergedicht des Jahres 1826 kann Goethe doch nicht in Dornburg zwei Jahre später verfaßt haben! Die verbürgte Quelle verwirft der Interpret und folgt unverbürgten, trügerischen Angaben.

Endlich greife ich noch die Erklärung (III, 251) des die Pustrichgeister treffenden Moses heraus. Da liest man: „Der Erzengel, der schon einmal den Teufel in die Hölle gestürzt hat, thut es auch jetzt wieder. Goethe giebt ihm statt des Schwertes einen Stab. Verständiger Weise kann der „stets bewußte" Meister nur der Erzengel Michael sein." Eine saubre Auslegung. Das kleine nur 8 Verse enthaltende Gedicht spricht nirgends von einem Erzengel; vielmehr behandelt Goethe hier, wie im Schlusse des Faust, die biblische Legende vom Kampfe des Erzengels mit Satan selbständig als einen Kampf der Engel und Teufel, der „Seligen mit Fluchdämonen." Düntzer trägt den Erzengel frei in das Gedicht hinein und muß zu diesem Zwecke gar den Moses seines Stabes berauben, der doch ihm allein gehört und „woran man ihn allein erkennt." Leiht Homer gelegentlich den Stab des Hermes dem Ares? Moses steht hier als Bild des vom Tode nicht mehr fernen Dichters, der gleichwohl die Pustkuchen und Genossen strafen wird. Auch in einem Briefe an Schubarth verglich Goethe sich in demselben Sinne mit „Mosis Leichnam" (s. Henkel's Gleichniß). Nur in Mosis Händen ist der Stab „bewährt" (V. 6); auf ihn, den großen Propheten, nur paßt das Außerordentliche, das Bewußtsein selbst im Tode nicht zu ver-

lieren (V. 5). „Was mag", ruft Düntzer ironisch, „denn Michael dabei gethan haben"! Die Antwort lautet: Michael war gar nicht dabei und Herr Düntzer sieht Gespenster.

Wir lassen es hiebei bewenden, obgleich noch eine Menge andrer Gedichtserklärungen gleich Verfehltes aufweisen. Es mußte einmal gegen die ganze, sich so unangenehm breit machende Düntzer'sche Art anläßlich eines Buchs öffentlich protestirt werden, welches für die gerügten auffälligen Mängel mit nur wenigen guten und neuen Bemerkungen entschädigt. Alle vereinigt hätten unter die Miscellen des Goethe-Jahrbuchs sich bequem einfügen lassen. Eine Bereicherung unsrer Kenntniß von Bedeutung gewähren allein die Noten zu Goethe's Logengedichten. Die Art, wie der Verfasser den Umständen ihrer Entstehung nachgespürt, verdient uneingeschränktes Lob. Wir wissen jetzt, daß die meisten derselben für Goethe's Sohn bestimmt waren, daß an ihnen der Vater den Hauptantheil hat.

Die zweite Abtheilung des dritten Theils unsrer Gedichte haben wir leider noch nicht erhalten, und sie deshalb in den Kreis unsrer Bemerkungen nicht zu ziehen vermocht. Wir hören aber, daß darin die Erklärung der neugriechischen Gedichte sich gleichfalls durch Quellenstudium auszeichne. Wir scheiden mit der Erwartung, daß der Erklärer sich wenigstens in dieser Abtheilung überhaupt als ein Andrer gezeigt, Druckfehler vermieden, die Strophen richtig abgetheilt, falsche Lesarten nicht weiter verbreitet, Entstehungszeiten neu ermittelt oder die bekannten richtig angegeben, in den Noten wenigstens nothdürftige Bekanntschaft mit dem Dichter bewiesen und auch in der Polemik sich eines guten Tons befliſſen habe.

Anhang

betreffend einzelne Druckfehler der besprochenen Ausgabe.

Der erste Theil scheint am Sorgsamsten revidirt zu sein. Im Epiphaniasliede (S. 103) weiß man freilich nicht, ob man absichtliche Verballhornung oder Versehen vor sich hat; jedenfalls ist das hübsche Lied ein Opfer der Willkür des Herausgebers geworden. In V. 4 müssen das zweite „sie" und in V. 6 der Wegfall des zweiten „sind", weil nicht als absichtliche Aenderungen bezeichnet, als Druckfehler gelten; dies ergiebt auch der Text in desselben Bearbeiters, wie mir scheint, bedeutend korrekteren illustrirten Ausgabe, wo sich keiner der beiden Fehler findet, dafür freilich in V. 4 der andre Fehler „b'zahlen". In beiden Ausgaben ist das durchaus nothwendige „mehr" des V. 12 vor dem hartnäckigen Mißverständniß des Herausgebers gefallen, dies schalkhafte „mehr", welches durch die Jahrhunderte dem Leser die schöne Corona Schröter ins Gedächtniß rufen wird. „Höre" statt „Hörte" des Zigeunerliedes (S. 108), „Ziehet" für „Rufet" in V. 10 von Ermuthigung (S. 111) sind gleichfalls Druckfehler, wovon die illustrirte Ausgabe frei geblieben. Dagegen theilt diese den Fehler im Hochzeitliede (S. 129) V. 42 „so Hören und Sehen", während schon die Ausgaben von 1804 und 1806 ganz richtig haben „so Hören als Sehen". Ebendahin ist zu ziehen das zugefügte „des" in V. 8 von Wirkung in die Ferne (S. 147) „war bald an Schlosses Ende", wie die illustrirte Ausgabe richtig liest, während das weniger gute „schlichtet" (V. 38) der ersten Walpurgisnacht (S. 155) st. „schichtet" (Holz schichten wie S. 167, V. 191) auf Absicht beruhen mag; ebenda durfte in V. 98 (S. 157) das Komma nicht fehlen. Auch bemerkte ich S. 68 zu Strophe 3 der ersten Fassung von Jägers Abendlied die Druckfehler „im Hause" und „als Last" statt: „zu Hause" und „zur Last" und Fehler der Ueberschrift der Ballade S. 171 letzte Zeile der Note. In der Wahl dieses Titels folgt Düntzer mit Recht der Hempel'schen Ausgabe, obwohl er es nicht eingesteht.

Mehr Fehler sind mir im zweiten Theile aufgestoßen. Selbst ein so bekanntes Gedicht wie Harzreise im Winter (S. 59) enthält